<36601794450018
<36601794450018
Bayer. Staatsbibliothek

It ving. 1503 / 3.4

Ketteler'sche
Bibliotheque
zu Harkotten

6

It. sing. 1503 (3.4

07/91/382

III.

Wᵐ Jury del. & sc.

bon jour Messieurs.

Briefe
eines
reisenden Russen.

von Karamsin.

Aus dem Russischen
von
Johann Richter.

Drittes Bändchen.
Zweyte revidirte Auflage, mit zwey Kupfern.

Leipzig 1803.
bey Johann Friedrich Hartknoch.

3.4

It. sing. 1503/3.4

Wer mit sich selbst in Lieb' und Frieden lebet,
Der findet Freud' und Liebe überall.

BG
B S B
MÜNCHEN

Innhalt

des dritten Bändchens.

Seite.

Erster Brief aus Eglisau. Fußreise nach Schafhausen. Der Rheinfall. Das Wirthshaus zur Krone. Zweyter Besuch bey'm Rheinfalle. 1

Seite.

Zweyter Brief ebendaher. Rückreise nach Eglisau auf dem Rheine. 9

Dritter Brief. Die Nacht im Walde. Das Wirthshaus. 11

Vierter Brief aus Zürch. Der Sonntag. Besuch bey Lavater. Spazierplatz an der Limmat. Abendessen bey Lavater. Manövre der Zürcher Miliz. Quid pro quo. Lavaters Thätigkeit. Krankenbesuch. Der Archidiakonus Tobler. Spazierfahrt auf dem Zürcher See. Klopstock. Die Töchterschule. Sitten der Zürcher. Theurung der Lebensmittel. Antworten Lavaters auf die Fragen seiner Freunde. Lavaters Schriften. Sein Tagebuch. Be-

Seite.

such bey Tobler, dem Freunde Geßners. Professor Meister. Das Donnerwetter. Das Zürcher Bürgerrecht. Lavater als Prediger. Kleidung der Prediger. Graf Moltke und Baggesen. 14

Fünfter Brief ebendaher. Abschied von Zürch. Geßners Denkmahl. 45

Sechster Brief aus Baden. Die bettelnden Kinder. Die warmen Bäder. Kopfputz der Frauenzimmer. Lächerliche Aufschriften der Häuser. 49

Siebenter Brief aus Arau. Habsburgs Ruinen. Die Bernischen Wiesen. Die Dörfer im Bernischen. 58

Seite.

Achter Brief aus Bern. Die Kanäle in den Straßen. Aehnlichkeit und Gleichheit der Häuser. Das Waysenhaus. Die Bibliothek. Der Bär. Pfyffer. Die Terrasse. Die Gipfel der Schneeberge. Wyttenbach. Der Graf von Artois. — 58

Neunter Brief aus Thun. Reise von Bern nach Thun. Der Thuner-See. Der Beatusberg. Spiez. Die Bubenberge. 69

Zehnter Brief aus Untersee n. Verschiedenheit der Landesart und der Menschen.

Eilfter Brief aus Lauterbrunnen. Die Lüttschine. Unspunnen. Der Staub-

Seite.

bach. Der Trümmerbach. Die Jungfrau. 75

Zwölfter Brief aus den Sennhütten auf den Alpen. Fußreise auf die Wengenalpe. Empfindungen auf der Spitze des Berges. 78

Dreyzehnter Brief aus Grindelwald. Die Gletscher. 83

Vierzehnter Brief. Fußreise über die Scheideck. Die Lawinen. Der Alpenadler. Die Gemsenjäger. 86

Funfzehnter Brief aus dem Haßlythale. Der Rosenlawingletscher. Der junge Hirt.

Seite.

Das Haßlythal. Der Reichenbach. Meyringen. Schönheit der Einwohner in Meyringen. Die Verlobung. 91

Sechszehnter Brief aus Tracht. Volksergötzlichkeiten. 107

Siebzehnter Brief aus Unterseen. Fahrt über den See. 108

Achtzehnter Brief aus Thun. Der Sturm. 109

Neunzehnter Brief aus Bern. Sprengli. Nahls Grabmahl der schönen Frau in Hin-

Seite.

delbank. Das Zeughaus. Die Sitten der Berner. Der Aristokratism. 110

Zwanzigster Brief aus Lausanne. Reise von Bern nach Lausanne. Murten. Die Ruinen Aventicums. 121

Ein und zwanzigster Brief ebendaher. Ankunft in Lausanne. Der Nachtwächter. Lage und Bauart Lausanne's. Die Terrasse der Kathedralkirche. Lebad. Die Engländer in Lausanne. Der Graf Rasumowsky. Die Denkmähler der Fürstin Orlow und der Herzogin von Curland. Fußreise nach Vevay. Meillerie.

Seite.

Clarens. Chillon. Vevay. Die westphälischen Barone und der pohlnische Fürst. 227

Zwey und zwanzigster Brief ebendaher. Die Pariser Damen. Die Gesellschaften in Lausanne. Die Predigt. Mont Benon. 245

Drey und zwanzigster Brief aus Genf. Reise durch das Pays de Vaud. Einrichtung in Genf für den Winter. Die Genfer Gesellschaften. Die gothaischen Prinzen. Der taube Baron. Die moskowitischen Damen. Der Spaziergang. Erin-

Seite.

nerungen. Ferney. Voltaire. Die Cercles. 148

Vier und zwanzigster Brief ebendaher. Das Theater. Die Pension. Der Baron. Der Marquis. Der Kapitain. Ankunft Beckers in Genf. Baggesen und Sophie Haller. Herbstgedanken. 170

Fünf und zwanzigster Brief von Jura. Aubonne. Aussicht. 184

Sechs und zwanzigster Brief aus Aubonne. Tavernier. Gewohnheit und Unbeständigkeit. 187

Seite.

Sieben und zwanzigster Brief aus Genf. Der Kopfschmerz. Der Geburtstag. 191

Eglisau den 14. Aug. 1789.

Gestern um acht Uhr des Morgens machten wir uns auf den Weg. Anfangs schritt ich ziemlich rasch einher; aber bald fiengen meine Kräfte an nachzulassen — der Tag war ungewöhnlich heiß — und nachdem wir ungefähr zwey Meilen gewandert waren, sank ich, zum großen Verdrusse meines Reisegefährten, der gern so bald als möglich am Rheinfalle gewesen wäre, in's Gras am Wege. Wir ließen uns aus dem nahen Wirthshause Wein und Wasser bringen, wodurch ich denn wieder ziemlich erfrischt wurde. Nach einer Stunde Ruhe machten wir uns wieder auf den Weg.

Doch mußt' ich noch einigemahl ausruhen, ehe wir Schafhausen erreichten. Um sieben Uhr des Abends hörten wir endlich das Geräusch des fallenden Rheins. Wir verdoppelten nun unsre Schritte und kamen bald an den Rand des hohen Ufers, von wo wir den Rheinfall erblickten. Vielleicht glaubt Ihr, meine Freunde, daß wir bey diesem Anblicke schrieen, lermten und in Begeisterung geriethen? — Das schien aber nicht der Fall! Wir standen ganz still und ruhig da, und ungefähr fünf Minuten lang sprach keiner von uns ein Wort. Ja, es hatte das Ansehen, als scheuten wir uns einer dem andern in's Gesicht zu sehen. Endlich vermocht' ich's über mich, meinen Reisegefährten zu fragen, was er von dieser Erscheinung denke? — „Ich denke, antwortete B., daß die Reisebeschreiber ein wenig übertrieben haben.“ — „Wir haben einerley Gedanken, sagt' ich; es ist wahr, es lohnt sich

wohl der Mühe zu sehen, wie der Fluß schäumend und rauschend von den Felsen herabstürzt; aber wo ist jener donnernde, fürchterliche Wassersturz, der die Seele mit Furcht und Entsetzen füllt?" — So sprachen wir einer zum andern, und aus Furcht, man möchte in Schafhausen die Thore schließen, verschoben wir die genauere Betrachtung des Rheinfalls bis auf den andern Tag.

Mit Mühe schleppt' ich mich vollends bis zur Stadt. Wir giengen gerade in den Gasthof zur **Krone**, wo die Reisenden gewöhnlich abtreten, und wo man uns, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß wir zu Fuße kamen, und von oben bis unten mit Staube bedeckt waren, sehr höflich aufnahm. Dieses Wirthshaus wird für eins der besten in der Schweiz gehalten, und besteht schon seit länger als zweyhundert Jahren. **Montagne** erwähnt

es schon in seiner Reisebeschreibung mit großem Lobe, und Montagne war 1581 in Schafhausen. Nach einem guten Abendessen warf ich mich in's Bett, und schlief sogleich fest ein.

Heute morgen besuchte ich den Candidat Müller, Verfasser der philosophischen Aufsätze, und den reichen Kaufmann Haupt, an welchen ich einen Empfehlungsbrief von Lavater hatte. Beyde nahmen mich sehr freundlich auf; konnten sich aber nicht genug verwundern, daß der Rheinfall so wenig auf mich gewürkt habe; doch hörten sie auf sich zu wundern, als sie hörten, daß wir ihn nur von der Zürcher Seite und von oben herab gesehen hatten. Sie versicherten mich, daß ich meine Meynung gewiß ändern würde, wenn ich ihn von der andern Seite und in der Nähe betrachtete.

Nach Tische fuhren wir an den **Rheinfall**, der ungefähr zwey Werste von Schafhausen entfernt ist. Wir stiegen den Berg hinab, und setzten uns in einen Kahn. Die Bewegung des Wassers war äußerst heftig, der Kahn schaukelte hin und her, und je mehr wir uns dem andern Ufer näherten, desto fürchterlicher tobten die Wellen. Ein einziger Windstoß hätte uns unausbleiblich in den kochenden Schaum begraben. Am entgegengesetzten hohen und steilen Ufer klimmten wir nur mit Mühe empor. Darauf stiegen wir wieder etwas tiefer, und traten nun auf eine Gallerie, die gleichsam mitten im Wasserfalle selbst errichtet ist. Jetzt, meine Freunde, denkt Euch einen mächtigen Fluß, der in seinem Laufe alle Hindernisse, die ihm ungeheure Felsenstücke in Weg legen, überwindet, mit entsetzlichem Toben dahin braust und endlich auf die Höhe eines Felsens hinauf getrieben wird, an dessen steiler

Wand sein Bett auf einmahl unterbrochen wird. Mit unbeschreiblichem Geräusch und Brausen stürzt er sich hinab, und verwandelt sich in seinem Falle in weißen siedenden Schaum. Die feinen Wassertheilchen, die von den immer anders gestalteten, mit unbeschreiblicher Schnelligkeit nach einander dahin rollenden, Wassermassen emporsteigen, verursachen einen beständigen Staubregen. Die Bretter, auf welchen wir standen, wankten unaufhörlich, und die herumsprützenden Wassertheilchen benetzten uns über und über. Ich stand schweigend da, in Sehen und Hören verlohren. Denn die verschiednen Töne der stürzenden Wogen machen ein lermendes Concert, welches die Seele betäubt. Hier wirft der Mahler seinen Pinsel weg, und der Dichter findet keine Worte, das fürchterlich große Schauspiel zu beschreiben. Ich war im Begriff auf die Knie zu sinken, und den Rhein um Verzeihung zu bitten, daß

ich gestern so gleichgültig von seinem Falle gesprochen hatte. Wir blieben über eine Stunde auf der Gallerie, die mir, wie eine Minute, verfloß. Als wir über den Rhein zurückfuhren, sahen wir unzählbare Regenbogen, welche die auf den Staubregen fallenden Sonnenstrahlen verursachten. Ein prächtiges Schauspiel!

Nach den starken Bewegungen, die meine Seele erschüttert hatten, war mir Erhohlung nöthig. Ich setzte mich also auf das Zürcher Ufer, und blickte ruhig auf den Rheinfall und auf die Gegend umher. Die Felsenwand, über welche der Rhein hinab stürzt, ist fünf und siebenzig Fuß hoch. In der Mitte des Falls erheben sich zwey Felsen, deren einer, trotz der Stärke der ihn umdonnernden Wellen, unerschütterlich dasteht — gleich dem großen Manne, der, ungebeugt vom Unglück, alle

Streiche des erbitterten Schicksals mit standhafter Seele aushält — der andere aber hält sich kaum in seiner Lage und scheint der Gewalt des Wassers bald weichen zu wollen. Auf dem entgegengesetzten steilen Ufer des Rheins machen das alte Schloß Laufen, einige Kirchen, Hütten, Weinberge und Dörfer eine sehr angenehme Landschaft.

Wir entschlossen uns nun die Miethcalesche zurückzuschicken, und ein Boot zu miethen, auf welchem wir den Rhein hinab fahren könnten. Einigemahl blickt' ich zurück auf den Rheinfall. Er verschwand endlich, aber sein Brausen hallte noch lange in meinen Ohren wieder. Der Schiffer hielt es für nöthig, uns zu erzählen, daß es in Amerika einen ähnlichen Wasserfall gäbe; nur konnte er ihn nicht nennen. Wir merkten, daß er vom Niagara sprach.

Eglisau.

Auf den brausenden Wellen des Stroms schwamm unser Kahn zwischen den fruchtbaren Ufern dahin. Der Tag neigte sich. Ich war so zufrieden, so heiter! Das Schaukeln des Kahns hatte mein Blut in eine angenehme Wallung gebracht. Die Sonne strahlte majestätisch hinter dem Gitter der belaubten Bäume, die hie und da das hohe Ufer bekränzen. Das heiße Gold ihrer Strahlen mischte sich schön mit dem reinen Silber des Flusses. Einsame Winzerhäuschen erhoben sich stolz zwischen Weingärten, welche den ganzen Reichthum friedlicher, in Einfalt der Natur lebender, Familien ausmachen. — Ach! meine Freunde, warum waret Ihr nicht bey mir?

In Eglisau, einem kleinen Städtchen auf der Hälfte des Weges zwischen Schafhausen

und Zürch, stiegen wir an's Land, und obgleich die Sonne schon untergeht, so sind wir doch nicht gesonnen, hier zu bleiben. Nachdem ich einige Tassen Kaffee getrunken habe, fühl' ich mich so munter, daß ich zehn Meilen marschiren wollte, und mein Reisegefährte, der, mit seinem Hunde und seinem Hirschfänger, ganz Deutschland durchwandert ist, kennt die Müdigkeit gar nicht. Immer wandert er voraus, und von Zeit zu Zeit blickt er zurück, um über meine Schwächlichkeit zu lachen. Wir haben noch etwas über zwey Meilen bis nach Zürch. Morgen ist Sonntag und Lavater predigt. Deswegen eilen wir dahin zu kommen. B. bringt mir Huth und Stock. Lebt also wohl!

Im Wirthshause eines Dorfs.

Kaum hatten wir Eglisau im Rücken, als die Sonne untergieng. Graue Wolken bedeckten den Himmel, von Minute zu Minute ward es dunkler, und bald brach die völlige Nacht herein. Der Weg führte durch einen Wald, in welchem rund umher eine wahre Todtenstille herrschte. Wir blieben stehen, und horchten — aber es bewegte sich auch nicht ein Blättchen. Ich rief laut: Sylvan! Sylvan! Das Echo wiederhohlte diesen Namen, und alles ward wieder still. Mir schien es, als nahte ich mich dem Heiligthume des einsamen Gottes der Wälder, und als sähe ich ihn von weitem mit einem Cypressenzweige. Mein Herz empfand zu gleicher Zeit Furcht und ein stilles Vergnügen, das sich nicht beschreiben läßt. Auf diese Weise wanderten wir über zwey Stunden, ohne daß uns ein Mensch begegnete.

Auf einmahl erhob sich ein heftiger und kalter Wind, und B. selbst gestand, er wünsche, wir möchten bald an ein Dorf, oder an ein Wirthshaus kommen, wo wir übernachten könnten. Ich stimmte herzlich in diesen Wunsch ein, da mich mein leichtes Sommerkleid nur wenig gegen den kalten Wind schützte. Endlich gelangten wir in ein kleines Dörfchen, wo schon alles schlief; nur in einem einzigen Hause sahen wir Licht, und dies war das Wirthshaus. Der Wirth schien uns mit Verwunderung anzublicken; er schüttelte mit dem Kopfe und sagte: Wie können solche Herren in der dunkeln Nacht zu Fuße herumwandern? — Er führte uns in eine große Stube, in welcher nichts, als fünf oder sechs große Tische und einige hölzerne Stühle, zu sehen waren. Vor allen Dingen bestellten wir das Abendessen. „Sogleich soll alles fertig seyn," sagte der Wirth, und setzte Käse, Butter, Brod und

eine Flasche sauren Wein auf den Tisch. — „Ist das alles?“ fragten wir. — „Ich habe weiter nichts,“ war die Antwort. — Was war zu machen? — Mit Achselzucken fiengen wir an zu essen. Darauf führte uns der Wirth in's Schlafzimmer, das heißt, in eine kleine Kammer auf den Boden, wo wir ein ziemlich hartes und unreinliches Bett fanden. Doch machte die Ermüdung, daß wir auch damit vorlieb nahmen. Nach ungefähr zwey Stunden erwacht' ich wieder, nahm das Licht und gieng hinunter in die Gaststube, um an Euch zu schreiben. Mein Reisegefährte schläft unterdessen ganz ruhig; — doch jetzt ist es Zeit ihn aufzuwecken. Der Kaffee wartet. Der Wind hat sich gelegt; der Himmel ist heiter, und der Tag wird bald anbrechen. Wir können uns wieder auf den Weg machen.

Zürch.

Um halb neun Uhr kamen wir nach Zürch, als gerade die Leute aus der Kirche kamen, und so hatten wir es diesmahl versäumt, Lavater predigen zu hören. Alle Leute, die uns in den Straßen begegneten, waren feyertagsmäßig gekleidet. Die Männer trugen fast alle schwarze Röcke und die Frauenzimmer hatten lange schwarze Kleider aus Wollenzeug an. Auf dem Kopfe trugen sie Hauben oder Schleyer. Die Feyerkleider der Zürcher Rathsherren bestehen aus schwarzen Tuchröcken, über denen sie einen Mantel von gleicher Farbe tragen. Um den Hals haben sie einen sehr großen weißen krausen Kragen. In diesem Aufzuge erscheinen sie gewöhnlich auf dem Rathhause und in der Kirche.

Heute nach Tische empfieng mich Lavater sehr freundlich und unterhielt mich sehr

angenehm. Er wünscht, ich möge eine Auswahl seiner Werke im Rußischen herausgeben. „Wenn Sie nach Moskwa zurückgekehrt sind, sagte er, so werd' ich Ihnen das Manuscript durch die Post übermachen. Sie können Subscription sammeln, und dabey das Publicum versichern, daß in dieser Auswahl auch nicht ein einziges Wort seyn werde, das nicht reiflich überdacht wäre.“ — Was meynt Ihr zu diesem Vorschlage, meine Freunde? Werden sich wohl Leser zu einem solchen Buche bey uns finden? Ich glaube nur wenig. Doch hab' ich Lavaters Vorschlag angenommen und wir haben uns die Hand darauf gegeben. — Von ihm weg gieng ich auf den öffentlichen Spazierplatz vor der Stadt. Dies ist eine große mit Alleen von alten ehrwürdigen Linden umgebene Wiese, an den Ufern der Limmat. Ich fand sehr viele Menschen da, die mich alle als einen Bekannten grüßten. Das ist in Zürch

Gewohnheit. Jeder, dem man auf der Straße begegnet, zieht den Huth ab. Höflichkeit ist eine gute Sache; aber die Hand ermüdet hier endlich vom vielen Grüßen; und ich beschloß deswegen in der Stadt immer mit entblößtem Haupte zu gehen. Um neun Uhr fand ich mich wieder bey Lavater ein, wo ich auch zum Abendessen blieb. Die Tischgesellschaft bestand aus einigen Freunden und der ganzen Lavaterischen Familie, außer seinem Sohne, der jetzt in London ist. Die ältere Tochter sieht nicht wohl aus; aber die jüngere ist sehr hübsch und sehr lebhaft. Die erstere ist schon über zwanzig und die andere nicht viel über zwölf Jahre. Unser Wirth war lustig und gesprächig und scherzte sehr heiter. Unter andern kam das Gespräch auf einen seiner bekannten Feinde — ich betrachtete ihn in diesem Augenblick mit der größten Aufmerksamkeit — aber er schwieg und in seiner Miene war nicht

die geringste Veränderung zu spüren. Und kann man wohl mit Recht verlangen, daß er diejenigen lobe, die ihn so hart schelten? Ist es nicht genug, daß er nicht Gleiches mit Gleichem vergilt? — Pfenninger sagte mir, daß Lavater sich's seit langem zum Gesetz gemacht habe, nichts zu lesen, das einem Urtheile über ihn ähnlich sieht. Auf die Art kommt also weder Lob noch Tadel zu seinen Ohren. Ich halte dies für ein Zeichen von seltner Geistesstärke, und der Mann, der immer nach seiner Ueberzeugung handelt, ohne sich darum zu bekümmern, was Andre von ihm denken, ist in meinen Augen ein großer Mann.

Heute morgen hab' ich bey dem Vater der Demoiselle T., die Ihr kennt, Kaffee ge-

trunken, und bey dieser Gelegenheit seine ganze ziemlich zahlreiche Familie kennen gelernt. Ich wundre mich, wie Leute, deren Umstände, so viel ich höre und sehe, gar nicht schlecht sind, ihr Kind in ein so fernes Land haben fortlassen können, da zumahl die Schweizer ihr Vaterland so außerordentlich lieben, daß sie es für das größte Unglück halten, es auf lange Zeit verlassen zu müssen. —

Ich gieng mit Herrn T., die Zürcher Miliz exerciren zu sehen. Fast alle Einwohner Zürchs waren Zuschauer bey diesem für sie so seltnen Schauspiele. Mir begegnete dabey ein verdrüßlicher Vorfall. Professor Breitinger, den ich nach meiner Zurückkunft von Schafhausen noch nicht gesehen hatte, begegnete mir im Gedränge, als das Manövre vorbey war, und fragte mich nach den ersten Complimenten: wie mir das, was ich gesehen ha-

be, gefalle? — Ich meynte, er spräche vom Rheinfalle, und meine Einbildungskraft stellte mir sogleich dies Schauspiel in seiner ganzen Pracht vor: die Erde zitterte unter mir, um mich her brauste es fürchterlich, und in dieser Extase sagte ich mit Wärme: „Ach! wer vermag diese majestätische Erscheinung zu beschreiben? — Man kann nur sehen und staunen!“ — „Das waren unsre Volontaire,“ antwortete er mit einer Verbeugung und verließ mich. — Ich merkte nun wohl, daß er nicht vom Rheinfall, sondern vom Manövre der Zürcher Truppen gesprochen hatte. — Was mag er wohl zu meiner Antwort gedacht haben? — Ich ärgerte mich, die Wahrheit zu gestehen, über ihn und über mich, und wollte ihm schon nachlaufen, um ihn aus einem Irrthume zu reißen, der meine Eigenliebe so empfindlich kränkte; aber er war mir schon aus dem Gesichte gekommen.

Ich bewundre Lavater von Tage zu Tage mehr, meine Freunde. Er hat keine freye Stunde, und die Thüre seines Kabinets ist niemahls zu. Auf die Bettler folgen die Betrübten, die Trost suchen, oder Reisende, die zwar nichts verlangen, aber wenigstens Abhaltung verursachen. Ueberdies besucht er die Kranken nicht allein seiner, sondern auch andrer Gemeinden. Heute gegen Abend, nachdem er verschiedne Briefe abgefertiget hatte, nahm er seinen Huth und bat mich, mit zu kommen. „Ich will doch sehen, wohin er geht," dacht' ich, und folgte ihm. Wir giengen aus einer Straße in die andre und endlich gar zum Thore hinaus. Wir kamen in ein kleines Dorf, wo wir in ein Bauerhaus traten. „Lebt Anna noch?" fragte Lavater ein altes Weib, die uns entgegen kam. „Kaum hohlt sie noch Athem," antwortete sie mit thränenden Augen und öffnete uns die Stubenthür,

wo ich ein altes ausgetrocknetes Weib mit bleichem Gesichte im Bette liegen sah. Zwey Knaben und zwey Mädchen standen um das Bett herum und weinten; sobald sie aber Lavater erblickten, liefen sie ihm entgegen und küßten seine Hände. Er näherte sich der Kranken und fragte sie mit freundlicher Stimme: wie sie sich befände? — „Ich sterbe, ich sterbe," antwortete die Alte, und vermochte nichts weiter hervorzubringen. Sie hatte die Augen auf ihre Brust geheftet, die sich auf eine gräßliche Weise hob. Lavater setzte sich nun zu ihr, faßte sie bey der Hand und fieng an sie zum Tode zu bereiten. „Deine Stunde ist gekommen, sagte er, und der Heiland erwartet dich. Fürchte Dich nicht vor dem Grabe: nicht Du, sondern Dein hinfälliger Körper wird in dasselbe gesenkt. In demselben Augenblick, wo sich Deine Augen auf immer für das itzige Leben schließen, leuchtet Dir die Morgenröthe

eines ewigen und bessern Lebens. Danke Gott, Du hast ein hohes Alter erreicht, hast Deine Kinder und Enkel in Rechtschaffenheit und Tugend aufwachsen sehen. Immer werden sie Dein Andenken segnen, und Dich einst mit heiterm Gesichte in den Wohnungen der Seligen umarmen. Dort, dort machen wir alle nur eine einzige glückliche Familie aus." — Diese letzten Worte sagte er mit gebrochner Stimme, und trocknete sich die Augen. Darauf verlas er ein Gebet, segnete die Sterbende ein, und nahm von ihr Abschied. Die Kinder küßte er, und sagte ihnen sie möchten nicht weinen. Bey'm Weggehen gab er ihnen noch etwas Geld. Mir war das Herz sehr schwer. Kaum konnt' ich noch in der heitern Abendluft frey athmen.

„Woher nehmen Sie so viel Stärke und so viel Geduld?" fragte ich Lavater in der

Verwundrung über seine Thätigkeit. — „Mein lieber Freund, antwortete er lächelnd, der Mensch kann viel thun, wenn er will, und je mehr er würkt, desto mehr Kraft und Lust zum Würken findet er in sich.“

Ihr dürft nicht glauben, meine Freunde, daß Lavater, der den Armen so viel Gutes thut, etwa sehr reich ist. Nein! sein Einkommen ist nur gering. Aber durch den Verkauf seiner gedruckten oder handschriftlichen Werke erhält er eine beträchtliche Summe zur Unterstützung ärmerer Brüder. Ich habe selbst zwey Manuscripte von ihm gekauft. Das eine heißt: Hundert geheime physiognomische Regeln, mit dem Motto: Spotte des Elends nicht, und der Mittel das Elend zu lindern; und das andre hat den Titel: Denkmahl für liebe Rei-

sende. *) Für dieses letztere nahm er das Geld nicht selbst von mir, sondern trug mir auf, es einem armen Franzosen abzugeben, der ihn um Almosen gebeten hatte.

Herr T. hat mich auf morgen zu einer Spazierfahrt auf dem Zürcher See eingeladen, wovon ich mir viel Vergnügen verspreche.

---

*) Lavater hat in seinen gedruckten physiognomischen Werken die Züge des menschlichen Gesichts, die etwas Schlechtes anzeigen, nicht bestimmt. In dem handschriftlichen Aufsatze aber spricht er freyer. — Das Denkmahl für Reisende ist, nach meinem Geschmacke, eine seiner besten Schriften. Es ist abgedruckt in der Handbibliothek für Freunde.

Ich habe heute mit einem sehr liebenswürdigen Manne Bekanntschaft gemacht. Dies ist der Archidiakonus Tobler, den ich schon aus seinen Schriften und vorzüglich durch seine Uebersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten kannte, deren Herausgabe sein Freund, der verstorbne Geßner, besorgt hat. Er kam heute früh mit Herrn T. zu mir, und die Einfachheit und Geradheit seines Umgangs entzückte mich. Mit ihm, Herrn T. und seinen beyden Töchtern hab' ich heute eine Lustfahrt auf dem See gemacht. Unmöglich hätten wir einen schönern Tag auswählen können. Auch nicht eine Wolke war am Himmel zu sehen, und die Oberfläche des Wassers glich einem Spiegel. Beyde Ufer des Sees sind mit artig gebauten Dörfern, mit Landhäusern reicher Zürcher und einer ununterbrochnen Reihe Weingärten bekränzt. Heute ist es gerade vierzig Jahre, wie uns Herr Tobler erzählt hat, daß der un-

sterbliche Klopstock mit seinen jungen Freunden und den liebenswürdigsten der Zürcher Mädchen auf dem See spazieren fuhr. „Es ist mir, als sähe ich ihn noch jetzt in seinem rothen Kleide," sagte H. Tobler, „Demoiselle Schinz gefiel ihm an diesem Tage vorzüglich, und Werdmüller formte aus ihrem Handschuhe eine Cocarde, und heftete sie an Klopstocks Huth. Der göttliche Sänger der Messiade verbreitete rund um sich her Freude, und diese himmlische Freude, die nur große Seelen fühlen können, hat er in seiner Ode: Der Zürcher See, besungen, die ein ewiges Denkmahl seines Aufenthalts in diesen Gegenden seyn wird, wo ihn Lorbeer und Myrthe kränzten." — Zum Beweise, in welcher Achtung Klopstock in der Schweiz gestanden habe, erzählte H. Tobler unter andern, daß einst aus dem Kanton Glarus zwey junge Hirtinnen blos deswegen nach

Zürch gekommen wären, um Klopstock zu sehen. Eine von ihnen faßte seine Hand und rief aus: „Ach! wenn ich in der Clarissa lese und im Messias, so bin ich außer mir!“ — Unter solchen Gesprächen mit dem ehrwürdigen Archidiakonus war die Zeit so schnell verflossen, daß ich's gar nicht bemerkt hatte, wie wir schon zwey Meilen von der Stadt entfernt waren. Hier stiegen wir nahe bey einem kleinen Dorfe, dem Geburtsorte des H. Toblers aus, wo sein Vater Prediger gewesen war. Die Bauerhäuser dieses Dörfchens haben ein sehr gutes Ansehen, und fast bey jedem ist ein Gärtchen mit Fruchtbäumen und Beeten, voll Blumen und Küchenkräuter. In dem Innern der Häuser herrscht die größte Reinlichkeit. Ich sah hier eine Bauerfamilie essen. Alle stellten sich um den Tisch herum, und die Wirthin sagte ein Gebet her. Darauf setzte man sich zu Tische, der Mann neben die Frau, der

Bruder neben die Schwester. Die Mahlzeit bestand in einer Suppe und Butter und Käse. Nach Tische ward wieder gebetet, wobey die Männer den Huth abnahmen, welches sonst nur sehr selten geschieht. Auch sieht man sogar in den Städten die Männer oft mit dem Huthe auf dem Kopfe bey Tische. Der Huth gilt bey den Schweizern für ein Zeichen der Freyheit und Unabhängigkeit.

Wir nahmen unser Mittagsessen im Wirthshause, wo wir sehr schmackhafte Fische aus dem Zürcher See aßen. Man sagt allgemein, daß man in der Schweiz mehr ißt, als anderswo, und schreibt dies der hiesigen scharfen Luft zu. Ich kann dies aber nicht sagen. Denn mein Appetit ist zwar gut, aber gar nicht außerordentlich. Nach Tische fuhren wir auf die andre Seite des Sees, wo wir bey einem Verwandten des Herrn T., der ganz nahe am Ufer in einem großen Hause wohnt, abtraten. Er

führte uns in seiner Wirthschaft herum, und zeigte uns seine Kühe, Pferde, und den weitläuftigen Fruchtgarten. Er traktirte uns mit herrlichen Apricosen und selbst gezognem rothen Weine. Um sieben Uhr fuhren wir nach Zürch zurück, wobey ich das Vergnügen hatte zu sehen, wie die Schneegebirge erst von der untergehenden Sonne vergoldet, und endlich durch die dunkeln Schatten der Nacht verhüllt wurden. Die erleuchteten Fenster der Stadt sahen von weitem einer schönen Illumination ähnlich. Gegen zehn Uhr kamen wir nach Hause.

Die sogenannte Töchterschule verdient die Aufmerksamkeit aller Reisenden. Hier werden sechzig junge Mädchen von zwölf bis sechszehn Jahren unentgeldlich im Lesen, Schreiben, Rechnen, der Moral und Haus-

wirthschaft unterrichtet, und so zu guten Wirthinnen, Gattinnen und Müttern gebildet. Der Anblick so vieler artigen und wohlgekleideten Mädchen, die still und fleißig unter der Aufsicht ehrbarer Lehrmeisterinnen lernen, deren Betragen gegen sie dem Betragen zärtlicher Mutter gleicht, ist wahrhaft erfreulich. Hier sitzt die Tochter des reichen Bürgers neben der Tochter seines armen Nachbars, und lernt, daß das Verdienst Achtung verdient, aber nicht der Reichthum. Diese wohlthätige Schule ist im Jahre 1774 vom Professor Usteri errichtet worden, der zum allgemeinen Leidwesen seiner Mitbürger zu Anfange dieses Jahres gestorben ist.

Vielleicht in keiner Stadt Europens findet man solche unverdorbne Sitten und solche Rechtschaffenheit, als in Zürch. Hier wird noch strenge auf die Gesetze der ehlichen Treue

gehalten, und eine Frau, die es wagte, sie öffentlich zu verletzen, würde ein Gegenstand des allgemeinen Unwillens werden. Die Mütter halten die Erziehung ihrer Kinder für ihren Hauptzeitvertreib, und da auch die reichsten Familien oft nicht mehr als eine Magd zur Bedienung halten, so findet eine Wirthin in ihrem Hauswesen Beschäftigung genug, und wird nicht durch den Müssiggang, der die Quelle so vieler Laster ist, verdorben. Auch gehen die Frauenzimmer selten zu Gaste, und Bälle, Theater, Maskeraden, Klubben, prächtige Gastmähler sind gänzlich unbekannt. Zwar kommen dann und wann zwey bis drey Freundinnen zusammen, und unterhalten sich freundschaftlich bey ihrer Handarbeit, oder lesen im Geßner, Klopstock, Thomson und andern Schriftstellern, welche die Schamhaftigkeit ohne Erröthen lesen kann. Selten kommen sie mit fremden Männern zusammen, und

vor Ausländern schämen sie sich zu sprechen, weil sie glauben, daß der Zürcher Dialekt ihren Ohren zuwider ist. Alle kleiden sich einfach, und wissen nichts von französischen Moden. Schminke kennen sie gar nicht.

Die Männer verrichten des Morgens ihre Geschäfte, der Kaufmann auf dem Comtoire oder im Laden, der Gelehrte in seiner Studierstube, und der Künstler vor seiner Staffeley ꝛc. Um Mittag speist man, und gegen Abend geht man spazieren, oder raucht in freundschaftlichen Gesellschaften bey einer Tasse Thee oder Kaffee, oder einem Glase Wein, seine Pfeife. Jeder spricht von seinem Fache, der Kaufmann von Geschäften, der Gelehrte von Litteratur, und so vergeht die Zeit. Ob Karten in Zürch verkauft werden, weiß ich nicht; aber daß man nicht damit spielt, daß weiß ich. Dies herrliche Mittel die Zeit zu tödten, das

in andern Ländern fast unentbehrlich geworden ist, scheint hier gänzlich unbekannt zu seyn.

Die weisen Gesetzgeber der Republik Zürch haben wohl gewußt, daß der Luxus das Grab der Freyheit und guten Sitten ist, und haben ihm deswegen den Eingang in ihre Republik versperrt. Die Männer dürfen weder Sammet noch Seide tragen und dem Frauenzimmer sind Brillanten und Spitzen verbothen. Ja es trägt sogar nicht leicht jemand in dem härtesten Winter einen Pelz, da das Pelzwerk hier sehr theuer ist. Auch ist es nicht erlaubt, in der Stadt zu fahren, und gesunde Füße sind deswegen hier schätzbarer als irgendwo. Im Innern der Häuser sieht man nirgends reiches Ameublement; alles ist einfach, aber gut. Ausländische Weine werden zwar eingeführt; doch ist ihr Gebrauch nur als Arzeney erlaubt. Aber, wie es scheint, hält man dies Gesetz eben nicht ganz streng.

Ich hatte sonst immer gehört, es sey wohlfeil in der Schweiz zu leben, aber jetzt kann ich aus Erfahrung sagen, daß dem nicht so ist, und daß sogar alles hier viel theurer ist, als in Deutschland. Brod, Fleisch, Holz, Kleider, Schuhe und andre Bedürfnisse des Lebens sind in hohem Preise. Die Ursache dieser Theurung ist unstreitig die Wohlhabenheit der Schweizer; denn wo viel reiche Leute sind, da ist das Geld wohlfeil, und wo das Geld im niedrigen Preise ist, da sind die Nothwendigkeiten des Lebens theuer. Für das Mittagsessen im Wirthshause bezahl' ich achtzig Kopeken, und eben so viel hab' ich in Basel und Schafhausen bezahlt. Doch ist es auch wahr, daß man auf den Wirthstafeln in der Schweiz gewöhnlich sieben bis acht wohlzubereitete Schüsseln und ein Dessert von vier bis fünf Tellern findet.

Ich bin alle Tage bey Lavater. Ich speise bey ihm und dann gehen wir gegen Abend spazieren. Er scheint mich zu lieben. Er ist freundlich gegen mich, und fragt mich manchmahl über die Umstände meines Lebens. Auch erlaubt er mir, ihm verschiedne Fragen vorzulegen, und zwar schriftlich. Ich bringe ihm fast täglich eine solche Frage. Er nimmt mein Papier, steckt es in die Tasche, und gegen Abend giebt er mir die Antwort gleichfalls schriftlich, doch behält er allemahl eine Kopie zurück. Ich glaube, daß er dies alles in seiner Monatsschrift abdrucken lassen wird, die vom künftigen Neujahr an, in Berlin unter dem Titel: Antworten auf die Fragen meiner Freunde erscheinen wird. *) Auch

*) Ich hatt' es errathen. Der erste Aufsatz in diesem Journale ist die Antwort auf meine

wird Lavater künftiges Jahr Bibliothek für Freunde herausgeben, eine Schrift,

---

Frage vom Zwecke des Daseyns. Dem Recensenten in der allgemeinen deutschen Bibliothek kommen die Ausdrücke: die constante, solideste, sutenabelste Existenz — Daseyn ist der Zweck des Daseyns ꝛc. lächerlich vor. „H. K., sagt er, ist wahrscheinlich mit dem Spiele des Lavaterischen Ideenganges bekannter, als wir, und wir überlassen es also ihm, diese Erklärung vom Zwecke des Daseyns zu verstehen.“ — In der That scheinen mir auch, troz dem Spotte der Herren Berliner, Lavaters Gedanken nicht nur verständlich und richtig, sondern sogar ganz gewöhnlich; nur allein die Ausdrücke können mit Recht neu genannt werden. Uebrigens mag Herr Adelung allerdings Ursache haben, sich über Lavaters Sprachunreinigkeit zu beklagen.

welche die Aufsätze enthalten wird, die er aus mancherley Ursachen nicht vor's große Publicum kommen lassen will. Nur seine Freunde sollen diese Bibliothek erhalten können, und ob sie gleich gedruckt ist, so will er sie doch nur als Manuscript betrachtet wissen.

Bis jetzt machen Lavaters Werke über funfzig Bände aus; sollte er also noch einige zwanzig Jahre leben, so würden ihrer wahrscheinlich noch einmahl so viel werden. Bey alledem versichert er, daß ihm die Schriftstellerey keine Arbeit, sondern Erhohlung sey.

Außer den Schriften für's Publicum und den Aufsätzen für seine Freunde führt er noch ein Tagebuch, welches er auch vor seinen besten Freunden geheim hält, und das einst sein Sohn erben soll. In demselben beschreibt er die wichtigsten Vorfälle seines Lebens, seine geheimen Verbindungen mit gewissen Leuten, seine Hoffnungen, seine Freuden und Leiden.

Wahrscheinlich findet sich in diesen Blättern viel Interessantes, und gewiß werden sie mit der Zeit gedruckt erscheinen, doch wahrscheinlich erleben wir das nicht.

Einigemahl bin ich bey dem ehrwürdigen Greise, dem Archidiakonus Tobler gewesen und habe mehrere Stunden sehr angenehm bey ihm zugebracht. Er hat mir viel von Bodmer und dem schweizerischen Theocrit erzählt. „Geßner, sagte er, hat den Frühling meines Lebens verschönert, und bey allen frohen Erinnerungen angenehmer Jugendscenen steht mir sein Bild vor den Augen. Oft haben wir die langen Winterabende durch das Lesen der Dichter verkürzt, und fast immer, wenn ich ihn besuchte, kam er mir mit einer lieblichen Neuigkeit von seiner Feder entgegen. Sein Haus war eine Akademie der schönen Wissenschaften und Künste, wie sie Könige nicht zu erschaffen vermögen.“ — Ihr wisset,

meine Freunde, daß Geßner seinen Daphnis einem Mädchen zugeeignet hat; aber vielleicht ist es Euch unbekannt, daß dies die Tochter des Rathsherrn Heideggers war, und daß sie der Dichter des Daphnis bald darauf heyrathete, und sie immer, wie der zärtlichste Liebhaber, liebte. Meinem Herzen that es weh, zu hören, daß Geßner Lavater nicht leiden konnte, und, ungeachtet aller Bemühungen ihrer gemeinschaftlichen Freunde, sich durchaus nicht mit ihm aussöhnen wollte. Um so lobenswürdiger aber ist es für Lavater, daß er bey Geßners Tode ein Trauerlied dichtete, das sein Lob besingt.

Den Professor Meister — einen Bruder des Verfassers der natürlichen Moral, der wegen einer allzufreyen Schrift aus Zürch verbannt wurde, und jetzt in Paris lebt — hab' ich ein einzigesmahl gesehen. Sein Aeusseres ist nicht besonders anziehend, sein Um-

gang hingegen sehr angenehm. Er spricht fast eben so gut, als er schreibt. Ich sollte ihm bey dieser Gelegenheit meinen Dank für das Vergnügen, welches mir das Lesen seiner „Kleinen Reisen und Charakteristik deutscher Dichter" gemacht hatte.

Diesen Abend bin ich Zeuge eines prächtigen Schauspiels gewesen. Ein fürchterliches Donnerwetter hielt über zwey Stunden an. Ihr hättet sehen sollen, wie die purpurnen und goldnen Blitze sich um die Spitzen der Berge schlängelten! Ihr hättet das unaufhörliche Krachen des Donners hören sollen! Es schien als wollte der himmlische Donnerer diese stolzen Höhen in Asche verwandeln. Aber sie standen. Seine Hand ermüdete. Die Donner schwiegen, und die sanfte Luna blickte wieder durch die Wolken.

Ein Bürger von Zürch ist auf diesen Titel so stolz, als ein König auf seine Krone. Seit mehr als 150 Jahren hat kein Fremder das Bürgerrecht erhalten; doch bot man es Klopstock unter der Bedingung an, daß er sich in Zürch niederließe.

Des Sonnabends gegen Abend schließt sich Lavater ein, um auf die Predigt zu studieren, womit er in einer Stunde fertig ist. In der That kann sie ihm auch nicht schwer werden, wenn alle seine Predigten der gleichen, die ich heute gehört habe. „Der Heyland hat unsre Sünden auf sich genommen, und dafür sind wir ihm Dank schuldig.“ Diese Gedanken, die er über die Maßen ausdehnte und ausschmückte, waren der ganze Inhalt seiner Rede. Ausrufungen und Deklamation! nichts

weiter! — Ich gestehe, daß ich etwas Besseres erwartet hätte. Ihr werdet vielleicht sagen, „mit dem Volke müsse man so reden." Aber Lorenz Sterne sprach auch mit dem Volke, und rührt doch das Herz — das Eurige, wie das meinige. — Nur der Anstand, mit welchem Lavater predigt, hat meinen ganzen Beyfall.

Die Prediger erscheinen hier auf der Kanzel in einer Art sonderbarer Kleidung, die den Schuschuns (Contusche) unsrer Weiber ähnlich sind, mit weißen sehr steif gestärkten Krausen. Sonst aber gehen sie in gewöhnlichen schwarzen oder dunkelfarbigen Kleidern, und Lavater trägt noch ein schwarzsammetnes Käppchen auf dem Kopfe. Hält man ihn nicht vielleicht deswegen für einen heimlichen Catholiken?

In der Kirche stehen die Männer so lange mit entblößtem Haupte, als die Psalmen gesun-

gen werden. Sobald aber die Predigt anfängt, bedecken sie sich, und setzen sich nieder.

Dieser Tage hab' ich zwey Landsleute meines Freundes B. kennen gelernt — den Grafen Moltke und den Dichter Baggesen. Der Letztere ist Verfasser zweyer großen dänischen Opern, welche das Copenhagner Publicum mit großem Beyfalle aufgenommen hat. In der Folge haben sie aber auch den Verfasser um Ruhe und Gesundheit gebracht. Ihr wundert Euch? und doch ist dies ganz natürlich zugegangen. Der Neid bewaffnete eine Menge Autoren gegen ihn, die sich's aus allen Kräften angelegen seyn ließen, das Publicum zu überzeugen, daß Baggesens Opern durchaus nichts taugten. Der junge Dichter vertheidigte sich mit Wärme; aber er war allein unter dem Haufen seiner Feinde.

In den Zeitungen, in Journalen, in Comödien, überall befehdete man ihn. Einige Monate hielt er den Kampf aus. Endlich vergiengen ihm die Kräfte und er verließ das Schlachtfeld mit einer kranken Brust. Er reiste nun nach Pyrmont in's Bad, von wo ihn die Aerzte nach der Schweiz schickten, um durch die Bergluft vollends hergestellt zu werden. Der junge Graf Moltke, der in Göttingen studierte, entschloß sich mit ihm zu reisen. — Beyde sind mit Lavater bekannt, und beyde gefallen ihm sehr wegen ihrer Lebhaftigkeit; denn der eine, wie der andre, ist ein Freund von Ach's und O's! Der Graf schlägt sich vor die Stirne und stampft mit den Füßen, und Baggesen blickt mit gefaltenen Händen gen Himmel, wenn Lavater von etwas mit Wärme spricht. — Heute oder morgen reisen sie nach Lucern, und mein Freund Becker begleitet sie.

Zürch den 26. Aug.

Endlich denk' ich, nach einem Aufenthalte von sechszehn Tagen, Zürch morgen zu verlassen. Heute hab' ich zum Letztenmahle bey Lavater gespeist, und er hat mir zum Letztenmahle diktirt. — („Diktirt?" — Ganz gewiß! und der höfliche Lavater will mich sogar versichern, daß ich das Deutsche nicht ganz schlecht schreibe.) Zum Letztenmahle hab' ich das Ufer der Limmat besucht, und der rauschende Strom hat meine Seele noch nie so in Schwermuth gewiegt, als heute. Ich setzte mich auf eine Bank unter eine hohe Linde, gerade dem Platze gegenüber, auf welchem in kurzem Geßners Denkmahl errichtet werden wird. Ich hatte einen Theil seiner Schriften bey mir — denn es gewährt eine unbeschreibliche Freude seine unvergleichlichen Idyllen da lesen zu können, wo er sie dichtete —

ich zog ihn aus der Tasche, und bey'm Aufschlagen fielen mir folgende Zeilen in die Augen: „Die Nachkommenschaft ehrt mit Recht den Aschenkrug des Sängers, den die Musen selbst zum Lehrer der Tugend und Unschuld weihten. Sein ewig junger Ruhm lebt auch dann noch, wenn die Trophäen der Krieger schon längst zertrümmert da liegen, und das prächtige Denkmahl des unwürdigen Herrschers, mitten in einer Einöde, mit wilden Ranken, dickem Gesträuche und grauem Moose verwachsen ist, und nur dann und wann dem verirrten Wanderer zum Ruheplatze dient. Zwar erreichen nach den Gesetzen der Natur nur wenige diese Höhe, aber es ist schon lobenswürdig, danach zu streben. Jeder meiner einsamen Spaziergänge, jede meiner einsamen Stunden sey diesem Streben geweiht!“ — Stellt Euch vor, meine Freunde, mit welcher Empfindung ich diese Stelle jetzt lesen mußte,

zwey Schritte von dem Orte, wo die Natur und die Dichtkunst über der Urne des unsterblichen Geßners *) weinen werden. War er's nicht, den die Musen zum Lehrer der Tugend und Unschuld weihten? Ist er es nicht, dessen ewig junger Ruhm auch dann noch leben wird, wenn die Trophäen der Krieger in Trümmern zerfallen? — Das Vorgefühl der Unsterblichkeit erfüllte sein Herz, als er mit seiner bezaubernden Feder jene Zeilen schrieb.

Die Hand der alles zerstöhrenden Zeit vertilget wohl auch die Stadt, in welcher der Sän-

---

*) Auf Geßners Monumente werden Natur und Dichtkunst in Gestalt zweyer schönen Frauenzimmer, als weinend über seiner Urne dargestellt seyn.

ger lebte, und im Strome der Jahrhunderte kann auch Zürch untersinken, aber die Blumen der Geßnerischen Muse welken nimmer, und ihre Wohlgerüche werden noch Jahrtausende duften und aller Herzen erquicken.

Wie viele Wege stehn dem Schriftsteller zum Ruhme offen! Wie mancherley Kränze der Unsterblichkeit warten seiner! Viele preist auch die Nachwelt — aber nicht alle mit gleicher Wärme. O ihr, denen die gütige Natur einen schöpferischen Geist einhauchte, eure Schriften werden euch unvergeßlich machen. Wollt ihr aber die Liebe der Nachwelt verdienen, so schreibt, wie Geßner schrieb! — weiht eure Federn der Tugend und der Unschuld!

W. Jury. in. & fe. 1800

Du bist sehr glücklich, mein Freund!

Baden.

Heute morgen hab' ich Zürch verlassen. Lavater wollte nicht auf immer von mir Abschied nehmen. „Ich müsse, sagte er, durchaus noch einmahl das Ufer der Limmat besuchen.“ — Ich erhielt von ihm eilf verschiedne Empfehlungsschreiben in verschiedne Städte der Schweiz, und er versicherte mich seiner unveränderlichen freundschaftlichen Gesinnung. Der alte Tobler sagte mir Lebewohl bis auf unsre frohe Zusammenkunft in den Gefilden der Ewigkeit, welches sein liebster Gedanke am Morgen und am Abend ist.

Auf jeder Werst von Zürch bis Baden begegneten mir Caleschen und Wagen, aus welchen englische, deutsche und französische Gesichter herausguckten; denn vom Junius bis zum Oktober ist die Schweiz voller Reisenden,

die hier die Schönheiten der Natur genießen wollen.

Endlich hab' ich auch etwas in der Schweiz gesehen, was mir gar nicht gefällt. Fast unaufhörlich umgeben Kinder die Caleschen und betteln um eine Gabe. Ohne darauf zu achten, daß man ihnen ihre Bitten abschlägt, laufen sie schreyend neben dem Wagen her, und treiben allerhand Künste, um etwas Geld herauszulocken. Der eine steht auf dem Kopfe, ein andrer macht verschiedne Verdrehungen des Körpers, einige blasen auf Pfeifen, andre hüpfen auf einem Fuße, mit ellenhohen papiernen Mützen auf dem Kopfe. Ohne durch Armuth genöthigt zu seyn zu betteln, gefällt ihnen diese leichte Art Geld zu erhalten. Wie traurig, daß die Eltern nicht besser auf sie Achtung geben! Diese kleinen Taugenichtse können einst, wenn sie groß werden, eine ge-

fährliche moralische Krankheit in ihrem Vaterlande verbreiten, welche die Freyheit der Republik ihrem Untergang nahe bringen würde. Dann, gute Schweizer, möchte euch die balsamische Luft eurer Berge und Thäler nichts helfen. — Die Schönheit der zarten Göttin würde welken und eure Thränen würden nimmer die gestorbne Freyheit erwecken! —

Das Städtchen Baden, wo wir Mittag halten, ist von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben. Es ist wegen seiner warmen Bäder berühmt, die schon den Römern unter dem Namen aquae helueticae bekannt waren. Da sie nicht über dreyhundert Schritte von der Stadt entfernt sind, so gieng ich sogleich dahin. Zwey Brunnen, die der Hauptquelle am nächsten, und folglich am würksamsten, sind, bleiben immer zum Gebrauche der Armen geöffnet. Ich sah ungefähr zwanzig Menschen dar-

inne, die bis an den Hals im Wasser saßen. Ihre bleichen und gelben Gesichter zeigten zur Gnüge, daß sie das Bad nicht bloß zum Vergnügen gebrauchten. Auch in den Wirthshäusern, deren es hier sehr viele giebt, findet man Bäder, deren sich Gesunde und Kranke für eine Kleinigkeit bedienen können. Das Wasser ist unerträglich heiß, und riecht nach Schwefel. Es wird von der andern Seite der Limmat, die hier mit fürchterlicher Schnelligkeit zwischen Bergen dahin stürzt, durch unterirdische Röhren, die sogar unter dem Flusse weggehen, hieher geleitet. — Die Anzahl der Badegäste soll sich manchmahl auf achthundert belaufen.

Die Frauenzimmer tragen hier große Satyrhörner auf dem Kopfe, die sie sehr entstellen.

Noch muß ich einer Sonderbarkeit erwähnen, die ich in allen Städten der Schweiz, durch die ich gereist bin, gefunden habe. An den meisten Häusern findet man nehmlich Aushängeschilder mit Innschriften, die zum Theil höchst dumm und lächerlich sind. So liest man zum Beyspiel über der Thüre eines Töpfers in Baden die schönen Reime:

„Dies Haus der liebe Gott behüt,
hier ist Hafner Geschirr auf's Feuer und glüht.“

Auf einem andern Hause las ich:

„Behüt uns, Herr, vor Feuer und Brand,
denn dies Haus wird zum geduldigen Schaf genannt.“

Was sagt Ihr nun aber zu folgenden zwey Innschriften, die ein deutscher Reisebeschrei-

der in Basel und Schafhausen gefunden hat? Die erste heißt:

„Ihr Menschen thut Buß,
denn dies Haus heißt zum Rindfuß.“

und die andre:

„Auf Gott deine Hoffnung bau,
denn dies Haus heißt zur schwarzen Sau.“

In einem freyen Lande, meine Freunde, kann jeder Narrenspossen treiben und schreiben, was und wie es ihm beliebt. Dazu kommt, daß doch jedermann gern wünscht, sich auf irgend eine Art zu verewigen, und die Verfasser dieser Reime, die übrigens gewiß mit der Feder sehr unbekannt waren, rechneten doch sicher darauf, dadurch ihr Andenken zu erhalten. Dem Enkel ist das Geistesprodukt seines Ahn-

herrn ehrwürdig, und so erhält sich die Innschrift von einer Generation zur andern.

Die Landleute in der Schweiz bemahlen ihre Häuser gern mit allerhand Farben und Figuren, die größtentheils ihre Helden und die großen Thaten ihrer Vorfahren vorstellen. Auch findet man dann und wann das Wappen des Kantons mit der Umschrift:

„Als Demuth weint' und Hoffnung lacht',
da ward der Schweizerbund gemacht." *)

Arau um acht Uhr des Abends.

Ich bin heute vor Habsburgs Ruinen vorbeygefahren. Hier hausten sonst, wie Ihr

---

*) Ein Gedanke, der weder lächerlich noch dumm ist. A. d. V.

wisset, die Grafen von Habsburg, von welchen das Haus Oesterreich herstammt. Ihr könnt daher leicht errathen, mit welchen Betrachtungen ich die alten Thürme besah, aus welchen die Vorfahren Rudolphs ihre Feinde beschossen.

Jetzt wohnt nur noch ein Wächter hier, welcher bey Feuersbrünsten den umliegenden Ortschaften ein Signal durch einen Flintenschuß giebt.

Die Fluren und Dörfer im Kanton Bern sind in besserm Zustande als im Kanton Zürch. Nichts kann schöner seyn, als die hiesigen Wiesen. Rund um sind sie mit Obstbäumen besetzt; viele kleine Bäche durchschlängeln sie, die sich bald mit einander vereinigen, bald wieder in mehrere Arme trennen, und in labyrinthischen Krümmungen die grüne Fläche durchschneiden.

Hier ist eine von der Natur selbst angelegte Allee, und dort laden dichte Lustwälder den Wandrer in ihre kühlen Schatten ein. Ueberall findet man in den Dörfern Ordnung und Reinlichkeit. Die Bauerhäuser sind mit Stroh gedeckt, und theilen sich gewöhnlich in zwey Hälften. Die eine besteht aus zwey Stuben und einer Küche, und die andre enthält den Heuboden, die Scheunen und Ställe.

Nirgends sieht man etwas Baufälliges oder Schadhaftes, überall herrscht Bequemlichkeit, und alles Nothwendige ist überflüssig da und in gutem Stande. Dieser blühende Zustand der Landleute in der Schweiz kommt größtentheils daher, daß sie fast gar keine Abgaben bezahlen und in völliger Freyheit und Unabhängigkeit leben. Denn sie kennen keine andern Abgaben, als den Zehnten von ihren Feldfrüchten. Und ob es schon unter ihnen Ka-

pitalisten von 50,000 Thalern giebt, so kleiden sie sich doch sehr einfach. Des Sommers tragen sie alltäglich eine Weste von grober Leinwand, und nur des Sonntags erscheinen sie in blauen oder grauen Tuchröcken. Die Frauenzimmer tragen gelbe Strohhüthe, rothe Mieder und dunkelfarbige Röcke. Ihre Haare sind in Zöpfe geflochten, um den Kopf binden sie ein schwarzes Sammetband, und der Hals ist mit einem weißen Halstuch bedeckt.

Bern den 28. Aug.

Heute ganz früh bin ich hier angekommen. Nur mit Mühe konnt' ich ein Zimmer im Wirthshause zur Krone erhalten; so viele Fremde sind hier. Nachdem ich mich umgekleidet hatte, gieng ich zum Doktor Rengger, an welchen ich von Lavater empfohlen war.

Er nahm mich sehr gut auf, und da ich vor allen Dingen die Stadt zu besehen wünschte, so erbot er sich zu meinem Wegweiser. Bern ist eine alte, aber schöne, Stadt. Die Straßen sind gerade, breit und gut gepflastert. In der Mitte derselben laufen tiefe Kanäle, in denen das Wasser schnell und mit Geräusch fließt. Sie dienen dazu, um alle Unreinigkeiten aus der Stadt zu schaffen, und bey Feuersbrünsten sind sie von großem Nutzen. Die Häuser sind fast alle auf dieselbe Weise, aus weißen Steinen und drey Stockwerk hoch, gebaut, und geben ein gutes Bild der Gleichheit der Einwohner. Ganz anders ist es in manchen andern großen Städten Europens, wo oft die niedrigste Hütte, unter dem Schatten eines colossalischen Pallastes, sich demüthig zur Erde neigt. Mehr als alles aber gefallen mir in Bern die Arkaden vor den Häusern, die so bequem für Fußgänger sind; denn unter diesen

bedeckten Gallerieen lachen sie der unfreundlichsten Witterung.

In dem hiesigen Waysenhause, wohin mich mein Begleiter führte, hab' ich eine bewundernswürdige Reinlichkeit und Ordnung gefunden. Eigentliche Waysen giebt es hier nur wenig; die größre Anzahl der Zöglinge besteht aus Kindern, die für eine geringe Summe Unterricht und Kost in diesem Hause erhalten. —

Von hier giengen wir auf die öffentliche Bibliothek. Unterweges sah ich auf einem kleinen schönen grünen Platze, der zwischen Häusern lag, einen angeketteten Bären, dem die Vorübergehenden Brod und Eßwaaren hinwarfen. D. Rengger erzählte mir dabey, daß man in Bern immer einen lebendigen Bären unterhält, weil diese Stadt einen Bä-

ten im Wappen führt, und ihr Name von dem deutschen Worte Bär herstammt. Der Erbauer dieser Stadt, ein Herzog von Zähringen, sey nehmlich gerade auf die Jagd geritten, als die Rede davon gewesen sey, der neuen Stadt einen Namen zu geben, und habe sich vorgenommen, sie nach dem ersten Thiere zu benennen, das er erlegen würde, und dieß sey ein Bär gewesen. Daher der Name. — Auf der Bibliothek sah ich viel gute Bücher und einige artige Gemählde; doch zog nichts so sehr meine Aufmerksamkeit auf sich, als ein Relief, welches einen Theil der Alpen vorstellt, und zwar gerade den Theil, den ich in einigen Tagen in der Natur zu sehen hoffe. Man sieht hier die Berge in ihren wahren Gestalten mit ihren Thälern, Seen, Dörfern, Hütten und allen Eigenthümlichkeiten bis auf die kleinsten Fußsteige. Doch soll das Modell des General Pfyffer, eines Lu-

cerner Bürgers, das Berner noch weit übertreffen. Dieser Mann hat mit bewunderns-würdiger Unermüdlichkeit die Gebirge bereist, sie selbst gezeichnet, gemessen — und darauf mit der größten Genauigkeit im Kleinen dargestellt. Zweymahl wurde er von den Bewohnern der Gebirge, als ein Spion, ergriffen, und mußte endlich seine Messungen des Nachts, bey'm Scheine des Mondes anstellen, um nicht gesehen zu werden. Er führte bey dieser mühsamen und gefährlichen Expedition zwey Ziegen mit sich, deren Milch seine einzige Nahrung ausmachte.

Nun gieng ich auf die berühmte Terrasse, einen Spaziergang neben der Kathedralkirche, wo man unter dem Schatten alter Kastanienbäume am heißesten Mittag eine angenehme Kühlung genießt. Von dieser Terrasse, die eine Höhe von sechs bis sieben hun-

dert Fuß hat, und ein Werk des menschlichen Fleißes ist, erblickt man die Kette der hohen Schneegebirge, die von der Sonne beleuchtet, als feine, schöne Wolken erscheinen. Unten fließt die Aar, und stürzt mit großem Geräusch von einem hohen Damme. An der Mauer, mit welcher dieser Spazierplatz umgeben ist, fand ich einen Stein mit folgender Innschrift: „Zur Ehre der allmächtigen und wunderbaren Vorsehung Gottes, und zum Andenken für die Nachwelt ist dieser Stein an demselben Orte errichtet, von welchem Hr. Theobald Weinzäpfli, als Student, den 25. May 1654 herabgestürzt ist, worauf er noch dreyßig Jahre als Pfarrer in Kerzersee gelebt, und im hohen Alter sanft und selig gestorben ist den 25. Nov. 1694.“ — So sonderbar es scheint, daß ein Mensch, der von einer solchen Höhe herabstürzt, am Leben bleibt, so ist doch dieser Vorfall, nach der Versicherung der Berner, kei-

nem Zweifel unterworfen. Der Student soll nehmlich einen weiten Mantel umgehabt haben, der durch die Luft ausgebreitet wurde, und ihm zum Fallschirme diente, so daß er ganz sanft auf den Boden kam.

Heute nach Tische war ich bey dem Prediger Stapfer, einem sehr edlen Schweizer. Ich blieb bey ihm bis gegen Abend; dann giengen wir vor die Stadt spazieren. Aus einem Lusthause, das auf einer beträchtlichen Anhöhe steht, bemerkten wir, daß die Gipfel der Berge von verschiedenfarbigen Feuern glänzten. Jetzt verstand ich Hallers Verse: „Und ein Gott ist's, der der Berge Spitzen röthet mit Blitzen. Unterdessen sagte Stapfer etwas zu mir, und ich mußte also meine Augen von diesem herrlichen Schauspiele auf einige Minuten wegwenden. Als ich wieder hinblickte, waren die rosenfarbnen

und purpurnen Flammen verschwunden. Die Sonne war untergegangen. Ueber diese schnelle Veränderung betroffen, war ich im Begriff auszurufen: So vergeht der Ruhm dieser Welt! So verwelkt die Rose der Jugend! So verlischt die Fackel des Lebens! — Ich wurde schwermüthig, und mit langsamen Schritten kehrten wir nach der Stadt zurück.

Heute früh hab' ich den Prediger Wyttenbach, einen gelehrten Naturforscher, besucht. Er hat Saussüre's Schweizerreise übersetzt, und ist Verfasser einer kurzen Anleitung für diejenigen, welche die Alpen besuchen wollen. Jetzt beschäftigt er sich mit einer Beschreibung der eigenthümlichen Produkte der Schweiz. Ob nun gleich sein Geschmack

von dem meinigen ganz verschieden ist, und er, nach seiner Versicherung, nie Romane oder Gedichte liest, ich auch in seiner Lieblingswissenschaft durchaus ein Profaner bin, so haben wir doch einen Stoff für unsre Unterhaltung gefunden, der für ihn und für mich gleich interessant war. Wir sprachen von Haller, mit welchem er sehr genau bekannt gewesen ist. Unter andern erzählte er mir, daß Haller einige Tage vor seinem Tode, ungeachtet seiner Kränklichkeit und Schwäche, die Beschreibung einiger neuen physikalischen Experimente mit viel Theilnahme gelesen, und zum Theil nachgemacht habe. So weihte er auch noch die letzten Stunden seines Lebens den Wissenschaften, die er über alles liebte!

Wyttenbach, der jährlich die entferntesten Alpen bereist, ist doch noch niemahls in Zürch gewesen. „Dann, sagte er, werd' ich

noch Zeit genug haben, die Städte zu besuchen, wenn mich das Alter hindert, die Alpen zu besteigen."

Heute sah ich den Grafen d'Artois mit einem großen Gefolge vornehmer Franzosen auf der Terrasse. Er sieht nicht übel aus, und will heiter scheinen; aber selbst in seinem Lächeln schimmert das beklemmte Herz durch. Welchen Veränderungen sind die Sterblichen unterworfen! — Er hat hier einige Wochen auf einem Landhause zugebracht, und geht jetzt nach Italien, wohin ihm mehrere Emigranten folgen. „Glückliche Reise!" rufen ihm die Berner nach, die dieser ungebetnen Gäste gar nicht froh waren.

An der Wirthstafel in dem Gasthofe, wo ich wohne, sind gewöhnlich einige dreyßig Franzosen und Engländer, zwischen denen sich oft

große Streitigkeiten über die neuesten Vorfälle in Frankreich erheben.

Morgen gedenk' ich meine Reise nach den Gletschern anzutreten. Meine Sachen lasse ich hier, und nehme nichts mit mir, als einen warmen Ueberrock, einige Wäsche, Papier und Bleystift.

Thun um 10 Uhr des Abends.

Um zwey Uhr Nachmittags bin ich aus Bern gefahren, und um sechs Uhr bin ich hier angekommen. Auf dem Wege sah ich überall muntre Landleute, welche mit Einsammeln der Früchte ihrer gesegneten Fluren beschäftigt waren. Unter ihnen bemerkt' ich mehrere mit großen Kröpfen.

Nachdem ich im Gasthofe das Abendessen bestellt hatte, gieng ich in der Stadt herum, und bestieg den hohen Thurm, von wo man mehrere Gebirgsketten und den ganzen grossen Thuner See, an welchem das Städtchen liegt, übersehen kann. Morgen früh um vier Uhr geh' ich mit dem Postkahne über den See.

Auf dem Thuner See um 5 Uhr
des Morgens.

Die Dunkelheit der Nacht verschwindet nach und nach. Die Berge treten immer deutlicher hervor. Alles scheint zu rauchen. Feine Nebelwolken umschweben den Kahn, und die Feuchtigkeit durchdringt meine Kleider. Auch fallen mir die Augen vor Schläfrigkeit zu. Der gutherzige Schweizer reicht mir einen

schmutzigen Sack, der mir zum Kissen dienen soll. — Schöne Natur! verzeihe dem Schwachen, wenn er seine Blicke auf einige Stunden von deiner Pracht abwendet!

Um 7 Uhr.

Auf beyden Seiten des Sees erstrecken sich Gebirgsketten, die hie und da mit Weinstöcken bepflanzt, und an andern Stellen mit hohen Tannen bekränzt, sind. Klare Bäche stürzen sich von den Felsen herab. Tief unten dämmern Hütten, die Wohnungen der Anmuth, der Einfalt, und vielleicht der Zufriedenheit. Ewige Weisheit! Welche Mannichfaltigkeit findet sich in deiner physischen und moralischen Welt!

Auf der nördlichen Seite des Sees hat der heilige Beatus, der erste Christ in der

Schweiz, seine Tage in der Höhle eines hohen Berges, an einem kleinen murmelnden Bache, verlebt. Auch führt der Berg noch bis jetzt seinen Namen.

Am südlichen Ufer hingegen erhebt sich das alte Schloß Spiez, welches einst der Bubenbergischen Familie gehörte, die unter die ältesten und angesehensten im Kanton Bern gezählt wurde. Mehrere Bubenberge haben der Republik wichtige Dienste geleistet, und ihr Blut für's Vaterland vergossen. Die letzten Zweige dieses Hauses waren Leonhard und Amalia, ein treffliches Geschwisterpaar. Die edelsten Familien Berns suchten ihre Verbindung, und endlich wählte Leonhard die schöne Erlach, und seine Schwester gab ihrem Bruder die Hand. Ihre Vermählung wurde an Einem Tage vollzogen, und alles feyerte diesen Tag, an welchem die bey-

den ersten Häuser Berns durch das engste Band vereinigt wurden. Alles freute sich über die beyden gleich jugendlichen und gleich vortrefflichen Paare. Die Lustbarkeiten zur Feyer der Vermählung waren ohne Zahl. Nach einem prächtigen Mittagsessen machte man auch eine Spazierfahrt auf dem Thuner See. Der Himmel war rein und heiter, ein sanfter Wind kühlte die muntern Ruderer, und spielte in den blonden Haaren der Schönen. Leichte Wellen gaukelten um das Boot, und ihr leises Murmeln goß sanfte Schwermuth in die Herzen der Liebenden, die, zitternd an einander geschmiegt, umsonst die Flamme der Liebe zu verbergen suchten, die in ihrem Innern brannte, da sie der Wiederschein derselben auf ihren glühenden Wangen verrieth. Schon näherte sich der Abend, und Niemand dachte noch an die Rückkehr. Die Sonne gieng unter, und auf einmahl, wie losgelassen aus dem

Tiefen der Hölle, brüllte der Sturm; die Wogen erhoben sich, und der Steuermann erschrak. Er bemühte sich nach dem Ufer zu steuern, aber in der Dunkelheit konnte er es nicht erkennen. Die Ruder entsanken den Händen der müden Bootsleute, und Welle auf Welle drohte das Boot zu verschlingen. Stellt euch den Zustand der unglücklichen Liebenden vor. Anfangs suchten sie dem Steuermann und den Ruderern Muth einzusprechen, und legten sogar selbst mit Hand an. Da sie aber endlich sahen, daß alle ihre Anstrengungen vergeblich, und ihr Tod unvermeidlich sey, empfahlen sie sich der Vorsehung, trockneten die letzte Thräne, umarmten sich, und erwarteten so ihren letzten Augenblick, der nicht lange zögerte. Eine hohe Woge bedeckte das Boot, und alle fanden ihr Grab in den Wellen, einen einzigen Ruderer ausgenommen, der glücklich bis an's Ufer schwamm, und die Nachricht

von dem Tode der Unglücklichen brachte. So erlosch der alte Stamm der Bubenberge, und ihr Schloß kam an die Erlachs, die man jetzt für die vornehmste Familie im Kanton Bern hält. Mit traurigen Gedanken betrachtete ich das Schloß. Der Wind wehete von seinen verlassenen Mauern her.

Untersееn um 10 Uhr.

Ungefähr zwey Werste von hier landeten wir und durch ein angenehmes Thal gelangt' ich zwischen Wiesen und Küchengärten nach Untersееn. Die Alpen erschienen hier ungleich höher, und näher bey einander. Kornfelder und Weingärten giebt es hier gar nicht. Die Bauerhäuser sind auf eine ganz besondere Art gebaut, und selbst die Menschen haben etwas ganz Eignes in ihrer Physiognomie. — Ich habe

hier einen Führer angenommen, der den Weg auf die Alpen kennt. In einer halben Stunde gehen wir nach Lauterbrunnen, welches ungefähr zehn Werste von hier liegt.

Lauterbrunnen.

Der Weg von Untorseen nach Lauterbrunnen geht durch ein Thal längs der Lütschine, einem Bache, der mit außerordentlicher Schnelligkeit, schäumend und rauschend, von Felsen zu Felsen hinabstürzt. Hinter den Trümmern des Schlosses Unspunnen wird das Thal immer enger und enger, bis es sich endlich in zwey Theile theilt. Linker Hand führt ein Weg nach Grindelwald und rechts nach Lauterbrunnen. Bald erblickt' ich auch dieß Dörfchen, das aus einer Menge kleiner, im Thal und am Abhange der Berge zerstreuten, Häuser besteht.

Da ich ungefähr noch zwey Werste von Lauterbrunnen entfernt war, erblickt' ich den sogenannten Staubbach, der sich von dem Gipfel eines Felsens über 900 Fuß herabstürzt. In der Entfernung, in welcher ich ihn zuerst sah, gleicht er einer unbeweglichen Säule von milchweißem Schaum. Mit schnellen Schritten näherte ich mich diesem Phänomene, und betrachtete es nun von allen Seiten. Das Wasser stürzt gerade herab und berührt die Felsenwand fast gar nicht. In der Luft zerstreut es sich gleichsam, und gelangt als der feinste Staubregen zur Erde, der auf hundert Schritte im Umkreise zu spüren ist. In wenigen Minuten waren meine Kleider über und über naß. — Darauf näherten wir uns einem andern Wasserfall, welcher der Trümmerbach heißt; das Wasser, das einen großen Felsen durchbrochen hat, stürzt aus demselben brausend in's Thal, wo es sich nach und nach

besänftigt, und endlich als ein klarer Bach fortfließt. Die Ansicht des durchwühlten Felsens und des donnernden Wassersturzes gehört unter die wilden Schönheiten, die den Liebhaber der Natur entzücken. Ueber eine Stunde betrachtete ich, auf einem erhabnen Steine sitzend, dieß große Schauspiel, und kehrte endlich nach Lauterbrunnen zurück, wo ich ziemlich ermüdet ankam.

Um 8 Uhr des Abends.

Der Mond ist hell über dem Thale aufgegangen. Ich sitze hier auf dem weichen Rasen, und sehe, wie er sein Licht über die Gebirge gießt, durch das dunkle Grün der Fichten schimmert und am Gipfel der Jungfrau glänzt. Dieß ist der Name einer der höchsten Alpen, die mit ewigem Eise bedeckt ist. Zwey

Schneekuppen, die einem weiblichen Busen gleichen, machen ihre Spitze aus. Noch nie hat sie ein Geschöpf erstiegen, und selbst die Sturmwinde erreichen sie nicht; nur die Strahlen der Sonne und des Mondes küssen ihre zarte Rundung. Ewige Stille herrscht um sie her — dort ist das Ende der irdischen Schöpfung. — Ich blicke um mich her, und sehe nirgends einen Ausweg aus diesem engen Thale.

Aus den Sennhütten auf den Alpen
um 9 Uhr des Morgens.

Um vier Uhr weckte mich mein Führer. Ich ergriff meine Herkuleskeule, folgte ihm und that mit Ehrfurcht den ersten Schritt auf das Gebirge. Rasch kletterte ich immer weiter. Der Morgen war anfangs kühl; aber bald

fieng es an so heiß zu werden, daß ich meinen Ueberrock ausziehen mußte. In kurzem wurde ich müde, und mußte oft ausruhen. Mein Blut wallte dabey so stark, daß ich das Schlagen meines Pulses hörte. — Mein Führer zeigte mir ungeheure Felsstücke, die vor ungefähr zehn Jahren vom Gipfel des Felsens herabgestürzt waren, und leicht eine ganze Stadt hätten zermalmen können. Fast unaufhörlich hört' ich einen dumpfen Schall, welchen der von den Bergen fallende Schnee verursacht. Wehe dem unglücklichen Wanderer, den diese stürzenden Schneemassen erreichen! Sein Tod ist unvermeidlich. — Ueber vier Stunden gieng ich auf einem schmalen Fußsteige, der dann und wann gänzlich verschwand, immer bergan, und endlich erreichte ich das Ziel meiner heißen Wünsche — ich betrat den Gipfel des Berges. Und hier gieng auf einmahl die wunderbarste Veränderung mit mir vor. Das Gefühl

der Ermüdung verlohr sich; meine Kräfte kehrten zurück, ich athmete leicht und frey; eine ungewöhnliche Ruhe und Freude ergoß sich in mein Herz. Ich beugte meine Knie, und mit gen Himmel gerichtetem Blicke bracht' ich dem das Opfer der Anbetung, der auf diese Felsen und Schneemassen so deutlich das Siegel seiner Allmacht, seiner Gröse und Unendlichkeit prägte. Ich stand auf der höchsten Stufe, die Sterbliche betreten können, wenn sie sich dem Throne des Höchsten nahen wollen. Meine Zunge vermochte kein Wort hervorzubringen; und doch hab' ich gewiß nie so herzlich gebetet, als in dieser Minute.

So erfuhr ich hier an mir selbst die Wahrheit dessen, was Rousseau von den Wirkungen der Gebirgsluft irgendwo sagt. Alle irdische Sorgen und Beschwerden, alle jene Gedanken und Empfindungen, die den edlern

Theil des Menschen einengen und niederdrücken, hatt' ich im Thale zurückgelassen, und mit Bedauern blickt' ich auf die Bewohner Lauterbrunnens hinab, ohne sie um das herrliche Schauspiel des silbernen Staubbachs zu beneiden, den gerade jetzt die Strahlen der Sonne erleuchten mußten. Hier fühlt der Mensch seine erhabne Bestimmung; hier vergißt er sein irdisches Vaterland und wird ein Bürger des Weltalls. Hier verschwindet der Strom der Zeit vor seinem geistigen Auge und er vertieft sich mit seinen Gedanken in das Meer der Ewigkeit, wenn er auf die durch Eisketten verbundnen und mit Schneelagen bedeckten Berge blickt, auf denen selbst Jahrhunderte kaum eine leichte Spur zurücklassen, und ehrfurchtsvolle Schauder zittern ihm durchs Herz, wenn er an die allmächtige Hand gedenkt, die diese Massen bis an die Wolken thürmte, und sie vielleicht wieder dereinst in

den Abgrund des Meeres stürzt. Rasch und vergnügt setzt' ich meinen Weg auf diesem Berge fort, der Wengenalpe heißt, und nachdem ich vor der Jungfrau und dem Eiger vorbey war, die auf dem Rücken der Wengenalpe wie auf einem Fußgestelle ruhen, traf ich auf einige Hütten, die den Sommer über von Hirten bewohnt werden. Diese geraden ungekünstelten Menschen nöthigten mich in ihre Hütten und setzten mir Milch und Käse vor. Brod haben sie nicht; doch dafür hatte mein Führer gesorgt. Und so nahm ich mein frugales Mittagsmahl, auf einem Stamme sitzend, ein, denn Tische und Stühle gehören nicht zum Hausrathe dieser einfachen Naturmenschen. Zwey junge muntre Hirtinnen, die mir zusahen, lachten unaufhörlich, und da ich ihnen sagte, daß mir ihr simples und sorgenfreyes Leben gar sehr gefiele, und daß ich Lust hätte, bey ihnen zu bleiben und die Kühe

mit ihnen zu melken, so antworteten sie mir mit lautem Gelächter. —

Grindelwald um 7 Uhr des Abends.

Nachdem wir die Sennhütten verlassen hatten, wanderten wir über eine Stunde auf blumenreichen balsamischen Triften, die mit weidenden Heerden bedeckt waren. Dann gieng es wieder bergab nach **Grindelwald** zu, das vor unsern Augen lag. Dieß Dorf, das aus zwey- bis dreyhundert im Thal zerstreuten Häusern besteht, gewährt eine anmuthige Ansicht. Zu gleicher Zeit erblickt' ich den obern **Gletscher**; der untere aber kam viel später zum Vorschein, da ihn der Berg noch versteckte, den wir herabstiegen. Diese **Gletscher** sind der Magnet, der die Reisenden nach Grindelwald zieht. Ich besuchte den un-

tern, der mir der nächste war. Zwischen zwey Bergen erheben sich große Eismassen oder Pyramiden von Eis, in denen ich zwar nicht, wie ein französischer Reisebeschreiber, Aehnlichkeit mit krystallenen Zauberschlössern fand, die aber bey alledem einen prächtigen Anblick gewähren. Ich weiß nicht, wer zuerst die Gletscher mit einem stürmischen Meere verglichen hat, dessen Wogen durch einen ungeheuren Frost in einem Augenblick zu Eis erstarret wären — aber der Gedanke ist herrlich, ausdrucksvoll und wahrhaft dichterisch. — Nachdem ich den Gletscher von der Stelle betrachtet hatte, wo das trübe Wasser der Lütschine fürchterlich rauschend aus einer seiner Höhlungen hervorstürzt, und große Steine in seinem Laufe mit fortwälzt, beschloß ich höher zu steigen. Zum Unglück war meinem Führer der bequemste Weg auf die Höhe unbekannt. Dieß konnte mich aber nicht von meinem Vorsatze abhalten.

und ich stieg neben dem Eise bergan. Da ich aber auf lauter kleine Steine trat, die mir unter den Füßen wegrutschten, so stolperte ich unaufhörlich, und mußte fast auf allen Vieren kriechen, indem ich mich mit den Händen an die größern Steine anhielt. Mein Wegweiser schrie mir nach, er überlasse mich meinem Schicksale; ich blickte mit Verachtung auf ihn, und, ohne ein Wort zu antworten, klimmt' ich immer höher und höher, bis ich endlich alle Hindernisse überwunden hatte. Ich konnte nun fast das ganze Eismeer überschauen, das mit hohen Pyramiden gleichsam übersäet ist. In der Ferne werden diese immer kleiner, und verschwinden endlich ganz. Ich lag hier über eine Stunde auf einem Steine, der über dem Abgrunde hängt; dann trat ich den Rückweg nach Grindelwald an, wo ich zwar nicht ganz ohne Füße, aber wenigstens ohne Schu-

de, ankam. Zum Glück hatt' ich noch auf den Nothfall ein Paar mitgenommen.

Auf dem Berge Scheideck
um 10 Uhr Vormittags.

Um 5 Uhr des Morgens verließ ich Grindelwald. Ich kam vor dem obern Gletscher vorbey, der mir noch ungleich besser gefällt, als der untere, denn die Farbe seiner Pyramiden ist ungleich reiner und blauer. Ueber vier Stunden stieg ich bergan, und es wurde mir eben so sauer als gestern. Die Bergschwalben flogen unter mir, und zwitscherten ihre traurige Melodie. Von fern her tönte das Blöken der Heerden und rund um mich her dufteten Gras und Blumen Wohlgerüche aus, die meine sinkenden Kräfte erfrischten. Das pyramidalische Schreckhorn, die höchste der Al-

pen, das nach Pfyffers Ausmessungen 2400 Faden hoch ist, blieb mir zur Seite, und vor mir erhob sich das fürchterliche Wetterhorn, das oft die Donnerwolken anzieht, und sich mit Blitzen gürtet. Zwey Lawinen, oder große Schneemassen, welche die Sonne losschmilzt, stürzten vor meinen Augen von seinem Gipfel herab. Anfangs hört' ich gleichsam einen großen Riß, der mich zittern machte, und darauf erblickt' ich zwey ungeheure Schneemassen, die sich von einem Absatze des Berges zum andern fortwälzten, und endlich mit dumpfem, einem fernen Donner ähnlichen, Geräusche niederstürzten, worauf sich eine weiße Wolke von Schneestaub erhob.

Auf dem Berge Scheideck fand ich wieder Hirten, die mich mit Käse und Milch bewirtheten. Nach diesem leichten und gesun-

den Mahle sitz' ich ietzt auf einem Höcker des Berges und blicke auf die ewigen Schneemassen, in denen ich die Quelle der Ströme entdecke, die unsre Thäler wässern. Dieser Schnee ist der große Wasserbehälter der Natur, aus welchem sie zur Zeit der Dürre die durstende Welt erquickt. Und wenn es möglich wäre, daß dieser Schnee auf einmahl schmölze, so würde eine zweyte Sündfluth die Erde überschwemmen. — Nicht ohne einen gewissen Schauder blickt man auf diese Grenzen der irdischen Schöpfung, wo sich auch nicht die geringste Spur von Leben zeigt — kein Baum, kein Gräschen — wo unaufhörlich eine melancholische Oede herrscht. Nur dann und wann zeigt sich unter diesen wilden todten Felsenwänden der größte unter den Vögeln, der Alpenadler, dem die armen Gemsen zur Nahrung dienen. Umsonst suchen sie sich durch die Schnelligkeit ihrer Füße zu retten! Umsonst

springen sie von einem Felsen zum andern! Der grausame Feind verläßt seine Beute nicht, bis er sie an den Rand eines Abgrundes gejagt hat, wo die Unglückliche keinen Pfad mehr findet. Er stürzt sie nun mit einem mächtigen Schlage seiner Flügel in den Abgrund, wo sie, ungeachtet ihrer Geschicklichkeit im Springen, unausbleiblich verlohren ist. Mit seinen scharfen Klauen zieht er sie heraus, und trägt sie fort.

Doch ist dieser Vogel nicht der einzige Feind der wehrlosen Gemsen. Die Alpenjäger sind ihnen noch fürchterlicher. Mit Verachtung aller Gefahren erklettern sie die steilsten Felsen. Doch finden auch viele ihr Grab in Klüften und Schlünden, oder versinken im Schnee. Man erzählt viele schreckliche Vorfälle dieser Art. So jagte zum Beyspiel ein Gemsenjäger aus Grindelwald auf dem

Schreckhorne. Von Felsen zu Felsen verfolgte er seine Beute. Auf einmahl glitschte er auf der höchsten Spitze einer steilen Anhöhe aus. Schon öffnete der Abgrund unter ihm seinen Rachen; schon drohten ihn die scharfen Klippen zu spießen — nur mit den Füßen hielt er sich noch am Felsen, und schwebte so über dem fürchterlichen Schlunde. Stellt euch das Schreckliche dieser Lage vor. Keiner seiner Gefährten konnte ihm helfen. Keiner wagte es auf die Felsenspitze zu springen. — Und so hieng er zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod, bis es ihm gelang, die Hände an den Felsen zu stemmen, und sich so empor zu arbeiten, worauf er denn nach und nach herabkletterte.

Thal Haßly.

Nachdem ich ungefähr zwey Stunden bey den Hirten ausgeruht hatte, setzte ich meinen Weg weiter fort. Es gieng jetzt wieder bergab. Der erste merkwürdige Gegenstand, der sich nun meinen Augen darstellte, war der Rosenlawingletscher, unstreitig der schönste aller Gletscher. Er besteht aus den reinsten sapphyrblauen Pyramiden, die ihre zackigen Spitzen stolz emporstrecken. Ich wandelte jetzt im Schatten alter Fichten, die mich vor den Strahlen der Sonne schützten. Rund um mich her war nirgends eine Spur von Menschen. Wohin ich meine Augen wandte, erblickte ich Wildniß und Oede. Von grauen bemoosten Felsenwänden stürzten schäumende Bäche herab, deren Geräusch das Echo der Wälder verstärkte. — Nur weiterhin, nachdem ich in's Thal hinabkam, fand ich die schönsten balsa-

mischen Wiesen, die man sich unmöglich schöner denken kann. Es ist unbeschreiblich, wie wohl mir der Blick auf diese grünen Fluren that, nachdem ich so lange nichts als kahle Felsen und Schneemassen gesehen hatte. Auf jeder Wiese ruhte ich einige Minuten aus, und küßte jedes Gräschen in Gedanken. Ich gelangte endlich an ein kleines Gebirgsdorf, dessen Einwohner in der ganzen Einfalt des Hirtenstandes leben. Sie verstehen durchaus nichts weiter als die Viehzucht, und Milch ist ihre einzige Nahrung. Ihre großen Käse gehn größtentheils nach Italien. Die Käsehäuser ruhen auf hohen Säulen oder Stützen und sind aus dünnen Balken verfertiget, damit die Luft desto besser durchstreichen kann. Da ich außerordentlich durstig war, so bat ich einen jungen Hirten, der vor der Thüre einer Hütte saß, neben welcher ein klarer Bach vorbey rieselte, um ein Glas. Er verstand mich nicht sogleich;

sobald er aber begriff, was ich haben wolle, lief er sogleich in's Haus, und brachte eine Schale. „Sie ist rein, sagte er in verdorbnem Deutsch, indem er mir sie zeigte. Dann lief er an den Bach, und schöpfte einigemahl Wasser, das er aber immer wieder ausgoß und mich dabey lächelnd ansah. Endlich brachte er mir die gefüllte Schale mit den Worten: „Trink, guter Mensch, trink' unser Wasser" — Ich stand im Begriff, den guten liebevollen Menschen, als meinen Bruder, an's Herz zu drücken. O! meine Freunde, warum wurden wir doch nicht in den Zeiten gebohren, da alle Menschen Hirten und Brüder waren? Gern würd' ich mich von den meisten Bequemlichkeiten des Lebens lossagen, die wir der Aufklärung verdanken, um in den ersten ursprünglichen Naturzustand der Menschheit zurückzukehren. Die wahren Freuden des Lebens — jene Freuden der Seele, die uns wahr-

haft glücklich machen, genossen die Menschen auch damahls — und mehr, als jetzt. Welche Freuden gewährte ihnen nicht die Liebe, die kein Gesetz verbot; da die Gaben der Natur mehr galten, als die Geschenke des blinden Zufalls, die auch nicht den geringsten wahren Werth geben! Wie glücklich waren sie nicht durch die Freundschaft, und im Anblicke der schönen Natur! — Es ist wahr, unsre heutigen Wohnungen und Kleider sind bequemer, aber ist unser Herz darum ruhiger? Ach nein! tausend Mühseligkeiten, tausend Sorgen, wovon der Mensch im Stande der Natur nichts wußte, zerreißen jetzt unser Innres, und jedem Genusse folgt sein Schatten, die Unlust. — Unter diesen Gedanken verließ ich den Hirten. Ich sah zurück, und bemerkte, daß er mir mit seinen Blicken folgte, in denen der Wunsch deutlich zu lesen war: „Geh' und sey glücklich!" — Gott weiß es, daß auch ich

ihm alles mögliche Glück wünschte, aber er hatte es schon gefunden. Ein starkes Geräusch zerriß den Faden meiner Gedanken. „Was ist das?“ fragt' ich meinen Führer, und blieb horchend stehen. „Wir nähern uns, antwortete er, dem berühmtesten Wasserfalle der Alpen, dem Reichenbache.“ Ob man nun gleich auf einer Schweizerreise beständig Cascaden erblickt, und so oft vom Staubregen, den sie verursachen, benetzt wird, daß man ihrer am Ende fast überdrüßig wird; so war ich doch sehr neugierig, den ersten und vorzüglichsten der Schweizerwasserfälle zu sehen. Das ferne Geräusch versprach mir etwas Großes und Erhabnes, und meine Einbildungskraft war eben beschäftigt, sich dieß Schauspiel schon im Voraus zu mahlen — als ich auf einmahl eine andre prächtige Ansicht entdeckte, die mich den Reichenbach auf einige Zeit vergessen ließ. Ach! daß ich kein Mahler bin! — daß

ich nicht sogleich das fruchtbare schöne Haßlythal aufs Papier werfen konnte, das sich mir in der Gestalt des herrlichsten blühendsten Gartens, zwischen wilden wolkenstützenden Felsen darstellte! Lustwäldchen von Fruchtbäumen und dazwischen kleine hölzerne Häuser, die das Dörfchen Meyringen ausmachen — die Aar, die das Thal in der Länge durchströmt — eine Menge kleiner Bäche, die von den steilen Felsenwänden herabstürzen, und mit silbernem Schaum zwischen dem sammetnen Grün fortfließen — alles das macht ein so romantisches und anziehendes Bild, als ich noch nie gesehen hatte. Bin ich, meine Freunde, bin ich nicht schuldig, dem Himmel für alles Große und Schöne zu danken, das meine Augen in der Schweiz sehen? — O! ich danke ihm von ganzem Herzen!

Endlich erinnerte mich mein Führer wieder an den Reichenbach. Um ihn in

der Nähe betrachten zu können, mußt' ich, ungeachtet meiner Müdigkeit, wieder über eine große Anhöhe wandern; doch war der Weg zum Glück nicht steinigt, sondern mit grünem Rasen bedeckt, der von dem Staubregen des Wasserfalls angefeuchtet war. Schon funfzig Schritte vom Wasserfalle umgab mich dieser Staubregen gleich einem Nebel. Doch näherte ich mich dem siedenden Kessel, oder dem Loche, in welches sich der Reichenbach von seiner Höhe mit fürchterlich brüllendem und donnerndem Geräusche hinabstürzt, ungeheure Steine und große Bäume mit sich fortwälzend. Könnt' ich die unbeschreibliche Schnelligkeit beschreiben, mit welcher Welle auf Welle in die unermeßliche Tiefe dieses Kessels hinabrollt, und wieder in die Höhe braust, um von dem ewigkochenden Wirbel verschlungen zu werden, der rund umher eine feuchte Wolke von weißem Rauche verbreitet! — Aber ver-

B S B
MÜNCHEN

gebens sucht meine Einbildungskraft Aehnlichkeiten, Gleichnisse, Bilder! — Immerdar wird jeder Gefühlvolle die großen Naturerscheinungen des Rheinfalls und des Reichenbachs bewundern; aber welcher Pinsel, welche Feder, vermag es je, sie darzustellen? Betäubt durch den mich umschmetternden Donner stürzt' ich fast sinnlos zu Boden. Ein Meer von feinen Wasserdünsten goß sich über mich her, und Wirbelwinde, die der Stoß der fallenden Wassermasse verursacht, umsausten mich, daß ich mich aus Furcht vor einer tödtlichen Erkältung sehr bald entfernte. Jeder, der mich jetzt gesehen hätte, würde geglaubt haben, man hätte mich so eben aus dem Flusse gezogen; denn es war auch nicht ein trockner Faden an mir, und das Wasser lief stromweis an mir herab.

Bis Meyringen hatten wir nur noch drey Werste, und der Weg war lange nicht

mehr so beschwerlich, als beym Hinaufsteigen auf die Scheideck; aber diese drey Werste brachten meine Müdigkeit auf's höchste, denn die Hitze in den Thälern ist ganz unerträglich. Die von den kahlen Felsenwänden zurückprallenden Sonnenstrahlen erwärmen die Atmosphäre um so mehr, da hier nur selten ein kühles Lüftchen weht. Einige Weiber, die mir begegneten, riefen mir mitleidig zu: „Wie heiß ist es, junger Fremdling!“ —

Das Dorf Meyringen besteht aus kleinen hölzernen Häusern, die in weiten Entfernungen durch's Thal zerstreut liegen. Ueberhaupt findet man in den Alpendörfern kein einziges steinernes Gebäude. — Die Bewohner des Haßly-Thals hören einen unaufhörlichen Lerm, den der Sturz des Reichenbachs und andre Wasserfälle verursachen. Manchmahl schwellen diese Bäche vom Schneewasser

so fürchterlich an, daß sie das ganze Thal mit Häusern, Gärten und Wiesen überschwemmen. Vor einigen Jahren hat eine solche Ueberschwemmung große Verwüstungen angerichtet, und das ganze herrliche Thal mit Sand und Steinen bedeckt. — Aber die Einwohner konnten ihren geliebten Geburtsort unmöglich verlassen, wo sie und ihre Vorfahren so unzählige Segnungen der Natur genossen hatten. Bald war das Land wieder gereinigt, und Gras und Blumen sproßten auf's neue hervor.

So herrlich und schön die Natur hier ist, so schön sind auch die Menschen; vorzüglich die Weiber, die fast alle ohne Ausnahme Schönheiten sind. Frisch, wie die Rose der Alpen, könnte jede von ihnen zum Modelle der Flora dienen. — Wird's euch nun wundern, wenn ich einige Tage hier bleibe? Vielleicht nirgends in der ganzen Welt giebt es ein zweytes

Meyringen! Nur Schade, daß sich die Mädchen durch die Kleidung so sehr entstellen. Sie binden z. B. die Röcke hoch unter den Armen, und so scheint es, als wären sie in Säcke genähet. — Auch hab' ich hier ein sehr gutes Wirthshaus gefunden.

Um 11 Uhr in der Nacht.

Der Abend ist mir sehr angenehm vergangen. Ich spazierte im Thale, durchstrich die kleinen Gehölze und Wiesen, und, wie ich in's Dorf zurückkam, fand ich vor einem Hause eine Menge junger Leute beyderley Geschlechts, die unter einander spielten, sprangen und allerhand Muthwillen trieben. Man feyerte eine Verlobung. Ich entdeckte leicht den Bräutigam und die Braut unter den übrigen. Das schönste Paar, das man sich denken kann! Unauf-

hörlich spielte die lieblichste Röthe auf ihren Wangen, und ihre Augen schwammen in Thränen. Sie wollten lustig seyn, wie die übrigen, aber eine zärtliche Schwermuth, die sich in jeder ihrer Bewegungen ausdrückte, unterschied sie von allen andern Hirten und Hirtinnen. Ich trat zu dem Bräutigam, und, indem ich ihm freundschaftlich auf die Schulter klopfte, sagte ich zu ihm: „Du bist sehr glücklich, mein Freund!“ — Die Braut sah mich an, und in ihren ausdrucksvollen Blicken bemerkt' ich eine bescheidne Danksagung für mein Lob. — Welche zarte Empfindung diese Alpenmädchen haben! Wie gut sie die Sprache des Herzens verstehen! — Der Hirt blickte lächelnd auf seine Geliebte, — ihre Blicke begegneten sich — welche Beredsamkeit! Da kam mir ein sonderbarer Gedanke in den Sinn. Ich wünschte den künftigen Gatten ein Andenken zurückzulassen, das sie im Laufe der glück-

lichen Tage ihrer Liebe daran erinnern könnte, daß ein Fremdling aus dem fernen Norden bey ihrer Verlobung zugegen gewesen sey und Theil an ihrer Freude genommen habe. Ich dachte und suchte nach, und fand nichts weiter, als eine kupferne Medaille, auf welcher der Kopf eines griechischen Jünglings abgebildet war, und die mir mein Freund B. geschenkt hatte. „Nimm dieß, sagt' ich zur Braut, als ein Zeichen meiner guten Wünsche für dich und deinen Bräutigam.“ — Sie blickte mit großen Augen, bald auf die Medaille, bald auf ihren Bräutigam, bald auf mich, und wußte nicht, was sie machen solle. „Ich bin in einem Lande gebohren, fuhr ich fort, wo es gewöhnlich ist, die Bräute zu beschenken, und ich bitte dich, diese Kleinigkeit, die ich dir aus gutem Herzen gebe, von mir anzunehmen.“ — „Und was ist das für ein Land, in welchem Sie gebohren sind?“ fragte ein Greis.

der auf einem Balken saß. — „Rußland," antwortete ich. — „Rußland? Ja ich habe von diesem Lande gehört. Wo liegt es doch gleich?" — „Weit, weit von hier, mein Freund, dort hinter den Bergen, gerade nach Norden zu." — „Recht, recht; ich besinne mich." — Unterdessen hatten die Neuverlobten mit einander gezischelt, und die Braut nahm nun die Medaille und bedankte sich. Sie reichte sie dem Bräutigam, der sie in den Händen herumdrehete und sie ihr endlich zurückgab. Ich freute mich über dieß glückliche Paar und dachte an Hallers Verse (aus seinem Gedichte: die Alpen):

Die Liebe brennt hier frey und scheut kein Donnerwetter;
Man liebet für sich selbst, und nicht für seine Väter.
Sobald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden,

Die leicht ein schmachtend Aug' in muntern Geistern schürt;
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt.
Sie hört ihn und verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne;
So sagt sie, was sie fühlt, und thut, wonach sie strebt,
Denn zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuth fließt, und durch die Tugend lebt.

— — — — — — — —

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt;
Er liebet sie, sie ihn; dieß macht den Heirathsschluß;
Die Eh' wird oft durch nichts, als Beyder Treu befestigt,

Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen;
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft geschwollnes Moos,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schoos.
O dreymahl selig Paar! Euch muß ein Fürst beneiden.

Unterdessen war die Sonne untergegangen, und die jungen Leute trennten sich. Ich nahm Abschied von den Neuverlobten — und, wenn die Alpenmädchen nicht so verschämt wären, so hätt' ich vielleicht Lust bekommen, sie um etwas zu bitten — um was meynt Ihr wohl? — um nichts weiter, als einen unschuldigen Kuß.

Tracht um acht Uhr des Abends.

Hier ist das Ende meiner Fußreise. Die Füße schmerzen mir nicht wenig, und mein Gesicht ist ganz von der Sonne verbrannt; sonst bin ich munter und lustig.

Der Weg von Meyringen nach Tracht führt durch ein Thal, und ist ziemlich angenehm, übrigens aber nicht sehr interessant.

Hier bin ich zu einer sehr lauten Lustbarkeit gekommen. Die Bewohner des Dorfs sind auf einer großen Wiese versammlet, und trinken und singen. Einige junge Leute ringen mit einander und den Sieger belohnt ein lautes Bravo der Zuschauer. Ich sitze am Fenster und blicke bald auf die fröhlichen Menschen, bald nach dem Himmel, der sich von allen Seiten mit Wolken zu beziehen anfängt. Nur

gut, daß ich nicht mehr in den Gebirgen bin. Unterdessen macht mir die Wirthin ein Gericht Fische zurechte, die so eben im See gefangen sind. Morgen früh geh' ich mit der Fähre nach Unterseen und von da nach Thun zurück.

Wo seyd Ihr, meine Lieben? Wie bringt Ihr Eure Zeit zu? Gewiß ganz verschieden von Eurem wandernden Freunde, der auf Bergen und in Thälern unablässig an Euch denkt. Bleibt gesund und glücklich!

Unterseen.

Nur so eben bin ich hier angekommen. Die Fähre, mit welcher ich von Tracht abgieng, landete zwey Werste von hier. Ein starker Regen hat mich durchweicht, aber dafür hab' ich auch, während meiner Ueberfahrt, ein inter-

essantes Schauspiel gehabt. Die mit Wolken bedeckten Berge schienen zu rauchen, und ich glaubte den Vesuv und Aetna zu sehen. Jetzt trockne ich mich, in Erwartung des Mittagsessens, und bereite mich zur Fortsetzung meiner Reise. Der Regen hat noch nicht ganz aufgehört.

Thun um acht Uhr des Abends.

Ich bin glücklich hier angelangt, ungeachtet der See ziemlich stürmisch war. Die Wellen spielten mit dem Boote, wie mit einem Balle. Einige Frauenzimmer, die mit mir zugleich übersetzten, schrieen unaufhörlich, und eine von ihnen fiel sogar in Ohnmacht. Nur mit Mühe brachten wir sie wieder zu sich. Ich für meine Person spürte nicht nur keine Furcht, sondern hatte sogar meine herzliche Freude an

den vom felsigten Ufer zurückprallenden Wogen. Endlich ließ der Regen nach, und die wohlthätige Sonne trocknete unsre durchnäßten Kleider. Bey meiner Ankunft in Thun spürte ich einen Fieberanfall! nachdem ich aber einige Tassen guten Thee getrunken habe, fühle ich mich wieder vollkommen gesund. — Morgen um vier Uhr tret' ich meinen Rückweg nach Bern an, wo ich meine Habseligkeiten zurückgelassen habe.

Bern den 10. September.

Nach meiner Rückkehr von den Alpen hab' ich sieben ziemlich angenehme Tage in Bern zugebracht. Bald hab' ich Besuche bey meinen Bekannten gemacht, die sehr freundschaftlich mit mir umgehen; bald hab' ich die umliegenden Gegenden durchstrichen; bald hab' ich gelesen

— bald geschrieben. — Vor einigen Tagen führte mich der Pfarrer Stapfer zu Herrn Sprengli, der eine vollständige Sammlung Schweizervögel, ein Münzkabinet und viele andre Seltenheiten besitzt. Dieser Mann ist in Rücksicht seiner Lebensart eben so merkwürdig, als sein Kabinet. Er bewohnt ein herrliches Häuschen vor der Stadt, das auf einer Anhöhe liegt, von welcher man die umliegenden Gegenden und die Schneeberge sieht. Er ist noch unverheurathet, ob er gleich schon über siebenzig Jahr alt ist. In seinem Hause hab' ich, außer ihm, keinen Menschen gesehen. Eine alte Magd versieht das Amt eines Thürstehers. Die Zimmer sind geschmackvoll meublirt, und überall herrscht die gröste Reinlichkeit. Und so lebt dieser reiche Alte im Schoose der Natur, des Ueberflusses und der Ruhe. Nur vor wenigen Jahren ist er noch arm gewesen; da hat ihn aber die Erbschaft eines

weitläuftigen Anverwandten reich gemacht. — In seiner Jugend, da er die Ornithologie studirte, kaufte er verschiedne Vögel, anatomirte sie, und ließ sie ausstopfen. Dieß war der Anfang zu der vollständigen Vögelsammlung, die jetzt alle Reisende in sein Haus lockt, und die er nicht für 50,000 Rubel verkaufen würde. —

Gestern bin ich in Hindelbank gewesen, einem Dorfe, das zwey französische Meilen von Bern liegt. In der dasigen Kirche befindet sich das Grabmahl der schönen Frau, wie man es nennt. Die Geschichte dieses Grabmahls ist in der That merkwürdig. Erlach, ein vornehmer Berner und Besitzer des Dorfes Hindelbank, rief den deutschen Künstler Nahl zu sich, und trug ihm die Verfertigung des Monuments seines verstorbnen Vaters aus Marmor auf. Nahl über-

nahm diese Arbeit und wohnte bey dem Prediger des Dorfs, Langhanns. Als das Werk geendigt war, wollte der prachtliebende Erlach durchaus, daß es vergoldet würde. Nahl bewies ihm, daß das Gold alles verderben würde; aber umsonst, seine Gründe wurden verworfen, und der stolze Künstler mußte seinen Unwillen verbergen und nachgeben. Um diese Zeit starb die schöne junge Frau des Predigers im Wochenbette. Nahl hatte sie sehr geliebt, und er weinte mit dem bekümmerten Wittwer um die Wette. Auf einmahl fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: „Wie? sollte nicht deine Kunst ihr Andenken auf die Nachwelt bringen?“ — Er umarmte seinen Freund und rief aus: „unsre Thränen fließen in den Staub, und vertrocknen; aber das schöne Werk der Kunst trotzt dem Laufe der Zeiten. Meine Hand wird, durch's Herz geleitet, deine Gattin in Stein nachbilden,

und die Bewohner der entferntesten Länder werden kommen, dieß Grabmahl zu bewundern, indem sie mit Verachtung daneben auf das Erlachische blicken.“ — Und dieß führte er aus. Die Mutter — eine herrliche griechische Figur — ist mit dem Kinde im Augenblicke der Auferstehung dargestellt. Der Grabstein ist zersprungen, und sie hebt sich empor. In dem einen Arm hält sie ihr Kind, und mit dem andern scheint sie den Stein vollends wegwälzen zu wollen; in ihrer Miene ist die Aufmerksamkeit auf die Stimme der Posaune, welche die Todten erweckt, unverkennbar. So treflich und wahrhaft poetisch dieser Gedanke ist, so meisterhaft ist auch die Ausführung. Haller hat eine Innschrift zu diesem Grabmahle verfertigt, deren Inhalt ungefähr folgender ist: — (die Worte derselben sind der auferstehenden Mutter in den Mund gelegt —): „Ich höre die Stimme der Posaune — sie

durchdringt die Gräber — Erwache, mein Sohn! Erwache, Sohn der Trauer, und wirf die sterbliche Hülle von dir! Eile zum Anschauen deines Heilandes, der Zeit und Tod beherrscht! — Alle Leiden wandeln sich nun in ewige Freuden." — So gut diese Verse Hallers auch seyn mögen, so ist doch die Innschrift unleugbar für den Augenblick, in welchem die Mutter dargestellt ist, zu weitläuftig. Vielleicht hieße es besser bloß so: „Das ist die Stimme der Posaune! — Erwache, mein Sohn! — Siehe den Heiland!" — Einige glauben, daß der Künstler den Sprung des Steins gar nicht künstlich bearbeitet, sondern den Stein würklich gesprengt habe, nachdem er die Innschrift darauf geschrieben hatte; und über diesen kleinlichen Gedanken spotten die eifrigen Verehrer der Kunst. Uber den Hallerischen Versen steht der Spruch aus der Bibel: „Hier bin ich, Herr, und das Kind,

das du mir gegeben hast!" — Sehr zu bedauern ist es, daß dieß herrliche Werk der Kunst so schlecht aufgestellt ist! Es ist in das Chor der Kirche eingesenkt, und um es zu sehen, muß man einige Bretter aufheben. Von dem prächtigen Erlachischen Denkmahl sag' ich nichts. Der Künstler hat nicht gewollt, daß man davon spreche. —

Mit dem jetzigen Hindelbankischen Prediger würde sich Nahl wohl schwerlich so gut haben vertragen können, als mit Langhanns; denn in seiner Physiognomie hat er auch gar nichts Pastormäßiges, und keine Spur von Gefühl. Wie er seine Heerde weidet, weiß ich nicht. —

Ich glaube, ich habe Euch noch nichts von dem hiesigen berühmten Zeughause gesagt. Es enthält, außer einer großen Menge Waf-

sen und Kriegsgeräthen aller Art, auch Harnische und Rüstungen alter Bernischer Helden, die sich durch ihre tapfern und großen Thaten vielen Ruhm erworben haben. Die größten derselben sind die des Herzogs von Zähringen, des Erbauers der Stadt Bern. Das muß ein Gigant gewesen seyn, von welchem — wenn er auch nicht den Himmel gestürmt hat — das Schrecken auf seinen Zügen gegen die Feinde vorausgegangen ist. Ich weiß nicht, meine Freunde, welch' ein Schauder bey'm Anblicke der Ueberbleibsel aus den Ritterzeiten durch meine Adern läuft — jener Zeiten, da man nur seiner Hand und — der Vorsehung trauete, da das Verdienst in ritterlichen Thaten bestand, und die Tapferkeit der Inbegriff aller Tugenden war! — Auch die Pistolen Karls des Kühnen, die schön mit Silber und Elfenbein verzieret sind, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich betrachtete sie nachdenkend

einige Minuten, und erinnerte mich dabey an die Hand, die sie sonst gespannt hatte.

Die Sitten in Bern sind nicht so streng, als in Zürch. Weiber und Männer kommen zusammen. Gewöhnlich versammelt man sich Nachmittags um 4 Uhr. In diesen Gesellschaften sprechen und scherzen die Frauenzimmer ungezwungen, und sind, wie anderwärts die Seele der Gesellschaft. Auch ertzücken manche durch ihren Gesang und durch ihr Spiel auf dem Claviere. Meine Bekannten haben mich einigemahl in diese Gesellschaften geführt, die ziemlich zahlreich waren. Doch spielt man auch hier eben so wenig Karten, als in Zürch. Mit den Ausländern wird gewöhnlich Französisch gesprochen; und zwar redet man hier diese Sprache ungleich besser, als in den übrigen Städten der Schweiz. Das hiesige Deutsch

ist äußerst verdorben und höchst unangenehm für die Ohren.

Der Aristokratism in Bern wird für den ärgsten in der ganzen Schweiz gehalten. Einige wenige Familien haben alle Gewalt an sich gezogen. Aus ihnen besteht der große Rath und der Senat, und aus ihrer Mitte werden die Landvögte gewählt. Alle übrige Einwohner Berns haben keinen Theil an der Regierung. Die Anzahl dieser aristokratischen oder herrschenden Familien vermindert sich von Zeit zu Zeit; doch können sie ihre Rechte auf andre Familien übertragen, welches aber nur selten geschieht.

Des Abends hab' ich gewöhnlich einige Stunden auf der Terrasse zugebracht, und mich bey'm Scheine des Mondes unter den Zweigen der alten Kastanienbäume in angenehme Träu-

mereyen vertieft. Ach! meine Freunde, nur auf den Gebirgen war mein Herz nicht ganz verwayst! Dort, schien es mir, wär' ich Euch näher.

Morgen reis' ich nach Lausanne. Schon hab' ich von allen meinen hiesigen Bekannten Abschied genommen, außer von dem Prediger Stapfer. Dieser brave Schweizer gefällt mir, und ich gefalle ihm. Täglich hab' ich einige angenehme Stunden in seinem Kabinete zugebracht. Er hat eine sehr liebenswürdige Familie — Ich soll es ihm nicht sagen, wenn ich aus Bern reise — Dieß hat er sich ausgebeten — er will nicht von mir Abschied nehmen. Der gefühlvolle Mann!

Hier trenn' ich mich von der deutschen Sprache — und zwar nicht ohne Bedauern.

Lebt wohl, meine Freunde! Ich trage jetzt mein Packet auf die Post. Gebe nur der Himmel, daß Ihr meine Briefe mit eben dem Vergnügen lest, mit welchem ich sie schreibe.

Lausanne.

Der Weg von Bern nach Lausanne geht durch Einen Garten, und zwar durch einen der schönsten, die ich je gesehen habe. Die Bäume auf beyden Seiten des Weges schienen unter der Last der saftigen schweren Früchte brechen zu wollen, und der goldne Herbst strahlte überall in seinem schönsten Glanze. Es war Sonntag. Die geputzten Landleute jubelten in den Schenken und berauschten sich im perlenden Weine bey dem Freudengeschrey: Es lebe die Schweiz!

Als ich vor dem Städtchen Murten vorbey fuhr, hielt der Kutscher still, und sagte

zu mir: „Wollen Sie nicht die Ueberbleibsel unsrer Feinde sehen?“ — Wo? — Hier zur Rechten am Wege. Ich sprang aus dem Wagen, und erblickte hinter einem eisernen Gitter einen großen Haufen — Menschenknochen.

Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, war einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit und ein tapfrer Held; dabey aber die Geissel des Menschengeschlechts und der Schrecken der benachbarten Völker. Im Jahre 1476 beschloß er Helvetien zu bekriegen und den Stolz der Unabhängigen durch den eisernen Zepter der Tyranney zu bändigen. Seine Heere rückten aus. Die bunten Fahnen wehten in der Luft, und die Erde stöhnte unter der Last der Feuerschlünde. Schon standen die Truppen Burgunds in unübersehbaren Reihen am Gestade des Murtner See's, und Karl, der mit neidischen Augen auf Helvetiens stille Thäler

blickte, nannte sie schon im Geiste die seinigen; als auf einmahl — vermittelst der Signale — in der ganzen Schweiz das Gerücht erscholl: „Der Feind sey in der Nähe!“ Die friedliebenden Hirten verließen sogleich ihre Hütten und Heerden, bewaffneten sich mit Streitäxten und Lanzen, vereinigten sich, und stürzten auf den Stoß der Trompete und den Ruf der Vaterlandsliebe, der laut in aller Herzen wiederhallte, gleich tobenden Alpenbächen, von ihren Bergen herab auf die zahlreichen Feinde. Karls Donner blitzten, aber die tapfern, unüberwindlichen Schweizer durchbrachen zwischen Rauch und Dunkel die Reihen seiner Krieger — die Donner schwiegen, und die drohenden Phalangen fielen unter ihren zerschmetternden Händen. Der Herzog selbst warf sich in der Verzweiflung in den See, und sein starkes Roß trug ihn an's andre Ufer. Ein einziger treuer Diener rettete

sich mit ihm zugleich. Aber diesen erschoß Karl in einem Anfalle von Wuth mit eigner Hand, als er seinen Blick auf das Schlachtfeld wandte und die gänzliche Niederlage seines Heeres sah, indem er dabey ausrief: Solltest du allein übrig bleiben? — Die Sieger sammelten in der Folge die Gebeine der erschlagenen Feinde, und häuften sie in dem Beinhause am Wege auf, wo sie noch bis jetzt liegen.

Ich schauderte bey'm traurigen Anblicke dieser Beweise unsrer Hinfälligkeit — und ihr, Schweizer, könnet über diese jammererregenden Trophäen jauchzen? Waren nicht die Burgunder, als Menschen, eure Brüder? — Hättet ihr die Ueberreste dieser dreyßigtausend Unglücklichen mit euren Thränen benetzt, und von eurem Segen begleitet, der Erde anvertraut, und auf dem Felde eures Triumphs ein schwar

zes Denkmahl mit der Innschrift errichtet: „Hier stritten die Schweizer für ihr Vaterland. Sie siegten, aber Thränen mischen sich in ihre Triumphlieder!“ — dann hätt' ich euch von ganzem Herzen gepriesen! — Verhüllt dieß Denkmahl der Barbarey, und wenn ihr stolz auf den Namen eines Schweizers seyd, so vergesset nicht, daß ihr noch einen edlern habt — den Namen „Mensch.“

An den Mauern dieses offnen Grabes liest man eine Menge Innschriften. Ihr kennt die von Haller:

Steh still, Helvetier; hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,

Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt, Brüder, eure Macht: sie liegt in eurer Treu.
O! würde sie noch heut' in jedem Leser neu!

Ueberdieß findet man hier tausende von Namen und Anmerkungen. Durch was alles entdeckt sich nicht das Streben des Menschen, sich bekannt zu machen! Es treibt ihn an, neue Welten aufzusuchen, und veranlaßt den Reisenden, seinen Namen auf das Grab der Burgunder zu schreiben. Viele Fremde nehmen zum Andenken, daß sie diesen Ort besuchten, Knöchen mit sich. Ich möchte aber ihrem Beyspiele nicht folgen. — Ihr werdet errathen, warum? — Uebrigens sind alle Knochen so ausgetrocknet, daß sie nicht den geringsten üblen Geruch haben.

Hinter Murten erblickt' ich die Ueberbleibsel der alten römischen Stadt *Auenticum*. Sie bestehen in Kolonnaden, Mauern, Wasserleitungen ꝛc. Wo ist der Glanz dieser Stadt, die sonst die erste Helvetiens war? Wo sind ihre Bewohner? — Reiche, Städte und Völker vergehn — auch wir werden einst nicht mehr seyn, meine Freunde. — Welche Erde wird uns decken? — Es ist Nacht geworden, und der Mond scheint auf die Gräber derer, die sich einst über sein sanftes Licht freuten.

Lausanne.

Ich kam hier des Nachts an. Die ganze Stadt war in Schlaf begraben außer dem Nachtwächter, der gerade die Stunde abrufte. Ich wollte im Gasthofe zum goldnen Löwen abtreten, aber auf mein Klopfen antwortete man

mir: tout est plein, monsieur, tout est plein! (alles ist besetzt!) Ich klopfte an einem andern Wirthshause à la couronne; aber auch hier hieß es: tout est plein, monsieur! — Stellt Euch meine Lage vor! Des Nachts, auf der Straße, an einem unbekannten Orte, ohne Herberge, ohne Bekannten! — Endlich erbarmte sich der Nachtwächter meiner. Er trat an die Thüre des Wirthshauses und versicherte dem schlaftrunknen Respondenten im Hause, daß monsieur est un voyageur de qualité (der fremde Herr sey ein Mann von Stande); aber auch das half nichts. Die Stimme wiederhohlte: „alles ist besetzt; ich wünsche dem fremden Herrn eine gute Nacht.“ — „C'est impertinent ça, sagte mein Nachtwächter. — Kommen Sie mit mir in den Hirsch, fuhr er fort, dort weist man Sie gewiß nicht ab.“ — Und er hatte in der That recht. Ich erhielt in diesem Gasthofe ein artiges Zimmer.

Der gutherzige Nachtwächter wünschte mir mit dem herzlichen Lächeln der Zufriedenheit eine gute Nacht, und — schlug das Trinkgeld standhaft aus, das ich ihm anbot. Er gieng fort, und rief sein: Hört ihr Herren ꝛc. und ich nahm mein Taschenbuch heraus, und schrieb folgende Worte: „An dem und dem Tage hab' ich in Lausanne einen guten Menschen gefunden, der seinem Nebenmenschen ohne Eigennutz dient."

Den folgenden Morgen durchstrich ich die Stadt, die mir gar nicht gefällt. Sie liegt zum Theil in einem Loche, zum Theil am Abhange eines Berges, und immer muß man bergan und bergab steigen. Die Straßen sind enge, unreinlich und schlecht gepflastert. Aber dafür hat man auch an jedem erhabnen Orte die schönsten mahlerischen Aussichten. Der helle große Genfersee, die Kette der savoyi-

schen Gebirge, muntre am Ufer des Sees zerstreute Städtchen und Dörfer — Morges, Rolle, Nyon — alles das macht ein reizendes und mannichfaltiges Gemählde. Wenn Euch der Himmel einmahl nach Lausanne führt, meine Freunde, so besteigt die Terrasse der Kathedralkirche, und erinnert Euch hier, daß mir an diesem Orte einige Stunden heiter und in stiller Freude verflossen sind! —

Wenn Ihr mich jetzt fragtet, was man niemahls überdrüßig wird, so würd' ich antworten: „Schöne Ansichten“ — Wie viele herrliche Gegenden hab' ich nicht schon gesehen, und doch entzückt mich noch immer jede neue schöne Aussicht.

Ich war an H. Lebad, einen hiesigen Naturforscher und Verfasser verschiedner Aufsätze in den Schriften der Lausanner gelehrten

Gesellschaft, empfohlen. Er besitzt ein artiges Haus mit einem geschmackvollen Garten, in welchem man mehrere lateinische, französische und englische Innschriften aus Dichtern findet. Unter andern fiel mir eine Stelle aus einer Ode von Addison auf, in welcher der Dichter Gott für alle gute Gaben aus seiner Hand dankt — für ein gefühlvolles und des Genusses fähiges Herz und für einen treuen und liebenswurdigen Freund! Glücklich ist H. Lebad, wenn er in Addisons Dank einstimmen kann! Diese Ode ist im englischen Zuschauer abgedruckt. Ich brachte einst mit der Uebersetzung derselben eine ganze Nacht zu, und in dem Augenblicke, als ich die beyden letzten Zeilen niederschrieb:

Und in alle Ewigkeit
vermag ich nicht dein Lob zu singen.

fielen mir die ersten Strahlen der Morgensonne in die Augen. Dieser Morgen war einer der glücklichsten meines Lebens. H. Lebad hat mich auf das Caffé litteraire geführt, wo man mehrere französische, englische und deutsche Journale findet. Ich werde dieses Kaffeehaus während meines Aufenthalts in Lausanne oft besuchen. Heute kann ich leider! nicht ausgehen, denn von Tagesanbruch an regnet es unaufhörlich.

Lausanne ist immer voll junger Engländer, die hieher kommen, um Französisch zu lernen und allerhand Bubenstreiche und Muthwillen zu treiben. Manchmal gesellen sich unsre lieben Landsleute zu ihnen, und — anstatt Fortschritte in den Wissenschaften zu machen — vervollkommnen sie sich in der Ungezogenheit. Ich würde daher auch niemanden rathen, seine Kinder nach Lausanne zu schik-

ken — zumahl da man dort nicht viel weiter lernt, als das Französische. Die Wissenschaften hingegen werden auf den deutschen Universitäten ungleich besser gelehrt, als hier; und selbst junge Schweizer, die nach wahrer Aufklärung streben, gehen nach Leipzig, und vorzüglich nach Göttingen. In der That sind auch nirgends die Mittel sich zu unterrichten so zur Vollkommenheit gebracht, als in Deutschland, und wen Platner, wen Heyne, nicht dahin bringt, daß er die Wissenschaften liebgewinnt, der hat gewiß durchaus kein Geschick dazu.

Die jungen Ausländer wohnen hier in Pensionsanstalten, wo sie für Unterricht und Kost sechs bis sieben Louisd'or des Monats bezahlen.

In Lausanne hat sich auch einer unsrer Landsleute niedergelassen; dieß ist der Graf

Gregor Kyrillowitsch Rasumowsky, ein gelehrter Mann und berühmter Naturforscher. Aus Liebe zu den Wissenschaften hat er alle Würden und Ehrenstellen ausgeschlagen, zu welchen ihm seine vornehme Geburt ein Recht gab, und sich in ein fernes Land begeben, wo die Natur so reich und so schön ist, und wo es so viele Nahrung für seine Lieblingsneigung giebt. Er lebt hier in Ruhe, unausgesetzt mit der Vervollkommnung der Naturkunde beschäftigt, und macht seinem Vaterlande Ehre. Wenn ich nicht irre, so ist er der erste Russe, der in Europa, als ein wirklich gelehrter Mann, bekannt geworden ist. Seine Schriften hat er Französisch geschrieben — Vor einigen Wochen ist er nach Rußland gereist; aber nicht auf immer. Er kehrt wieder nach Lausanne zurück.

Ich komme so eben aus der Kathedralkirche, wo ich das Grabmahl der Fürstin Orlow

besehen habe, die hier in der Blüthe ihres Lebens in den Armen ihres zärtlichen und untröstlichen Gatten starb. Sie soll sehr schön gewesen seyn, und ein vortrefliches Herz besessen haben. Ich segnete ihr Andenken! — Ueber dem Grabe der Herzogin von Curland steht eine Urne von weißem Marmor. Diese Fürstin hatte die Achtung und Liebe aller hiesigen Einwohner. Sie liebte die Natur und die Dichtkunst, und die brittischen und deutschen Musen, nebst der Natur, hatten ihren Geist und ihr Herz gebildet.

Heute früh um 5 Uhr verließ ich Lausanne in der heitersten Stimmung und — Rousseau's neue Heloise in der Hand. Ihr errathet nun schon das Ziel meiner Reise! Ja, meine Freunde, ich gieng um die herrlichen Gegen-

den mit eignen Augen zu sehen, in welche der unsterbliche Rousseau seine schwärmerischen Liebenden versetzte. Der Weg von Lausanne läuft anfangs zwischen hohen Mauern, mit welchen die Weinberge eingefaßt sind, die alle Aussicht versperren. Sobald sich aber die Mauern endigen, erblickt man links den Jura mit seinen mannichfaltigen Abstufungen und Einschnitten, die entweder in die herrlichsten Weinberge verwandelt, oder mit kleinen Häusern und den Thürmen und Ruinen alter Schlösser bedeckt sind. Zur Rechten zeigen sich schöne mit Obstbäumen besetzte Wiesen, und der glatte Genfersee mit den grausen Felsenwänden des savoyischen Ufers. Schon um neun Uhr hatt' ich Vevay erreicht, das vier französische Meilen von Lausanne liegt. Ich setzte mich unter den Schatten der Kastanienbäume auf der westlichen Seite der Stadt, und blickte auf die steilen Höhen von Meillerie, wo sich

der auf's äusserste gebrachte St. Preux hinabstürzen wollte, und wo er einen Brief an Julie schrieb.

Da es Euch bekannt ist, meine Freunde, wie ich Rousseau liebe, und mit welchem Entzücken ich seine Heloise mit Euch las, so könnt Ihr Euch vorstellen, mit welchen Empfindungen ich alle diese Gegenstände betrachtete. Denn ob schon manches in diesem Romane unnatürlich und übertrieben — oder mit einem Worte romanhaft ist, so hat doch kein französischer Schriftsteller die Liebe mit so frischen und lebhaften Farben geschildert, als der Verfasser der neuen Heloise — die vielleicht auch Göthens Werther das Daseyn gab. *)

*) Unleugbar sind manche Situationen im Werther aus der Heloise entlehnt — doch ist, Gö-

Die Schönheit der hiesigen Gegenden muß die lebhaftesten Eindrücke auf Rousseau's Seele gemacht haben; denn wie lebendig und wahr mahlt er sie nicht! Mir schien es, als säh' ich den Felsen, der so viel Anziehendes für St. Preux hatte, und wo er an Julie schrieb. Ach! meine Freunde, warum sollte es auch keine Julie gegeben haben? Warum verbietet es Rousseau, hier ihre Spuren aufzusuchen? — Harter Mann! erst beschreibst du uns ein so herrliches Wesen, und dann sagst du: es ist nirgends. Ihr werdet Euch an diese Stelle in seinen Confessions erinnern: „Ich rathe allen, heißt es dort, die Geschmack und Empfindung haben, V e v a y und die umliegenden Gegenden zu besuchen, und an dem Ufer des See's

---

thens Roman im Ganzen wahrer und natürlicher.

zu wandeln: sie werden gestehen, daß diese herrlichen Gegenden Juliens und St. Preux würdig sind; aber umsonst würde man sie dort suchen.“ —

Coxe, ein bekannter englischer Reisebeschreiber, behauptet, daß Rousseau die Heloise, während seines Aufenthalts in Meillerie geschrieben habe; aber das ist falsch. Herr de L., der Rousseau kannte, hat mich versichert, daß er diesen Roman in der Eremitage vier oder fünf Meilen von Paris ausgearbeitet habe. *)

---

*) Als ich dieß schrieb, hatt' ich die Fortsetzung der Confessions de J. J. Rousseau noch nicht gelesen, die erst, während meines Aufenthalts in Genf, erschienen. Er beschreibt darinne die

Nachdem ich im Wirthshause ausgeruht und Thee getrunken hatte, setzte ich meine Reise längs dem See fort, um den eigentlichen Schauplatz des Romans, das Dorf Clarens, zu sehen. Hohe, dichtbelaubte Bäume verbergen es dem ungeduldigen Auge, bis man sich ihm gänzlich nähert. Ich kam endlich an, und sah — ein kleines Dörfchen am Fuße eines mit Fichten bewachsenen Berges. Zugleich erblickt' ich die Wohnung Juliens, die Rousseau so schön beschrieben hat — ein altes Schloß mit Thürmen! Das finstre Aeußere desselben ist ein Beweis von der Finsterniß der Zeiten, in denen es erbaut wurde. Viele Einwohner von Clarens kennen die neue Heloise, und wis-

---

Herausgabe seiner Werke nach der Reihe, und sie bestätigen das, was mir Herr de L. sagte.

sen sich nicht wenig damit, daß der große Rousseau ihren Geburtsort zum Schauplatz seines Romans machte, und ihm dadurch einen unsterblichen Ruhm verschaffte. Ein arbeitender Bauer, der einen neugierigen Fremden bemerkt, nähert sich ihm wohl, und sagt schmunzelnd: „Der Herr hat gewiß die neue Heloise gelesen?“ So zeigte mir auch ein alter Mann den Lustwald, in welchem Rousseau's Julie dem verliebten St. Preux den ersten Kuß giebt, und durch diese magische Berührung sein ganzes Nervensystem erschüttert. — Hinter diesem Dörfchen bespülen die Wellen des See's das befestigte Schloß Chillon. Das dumpfe Geräusch der Wogen wiegt die Seele in melancholischen Schlummer. Noch weiter am Ende des Sees, wo sich die Rhone in denselben stürzt, liegt Villeneuve, ein kleines Städtchen, das ich aber nur von weitem ge-

sehen habe, weil ich zurück nach Vevay kehrte.

Die Lage Vevay's am Ufer des schönsten See's von der Welt, den wilden savoyischen Felsen gegenüber, von herrlichen Weinbergen umgürtet, ist äußerst angenehm. Auch ist die Stadt an und für sich ungleich besser als Lausanne. Die Straßen sind gerade, und hie und da stößt man auf prächtige Häuser, und schöne freye Plätze. Es halten sich hier die meisten Edelleute der französischen Schweiz, oder des Pays de Vaud auf; bey alledem aber scheint Vevay nicht sehr volkreich zu seyn.

Mit mir zugleich traten vier Fremde in Reisekleidern in den Gasthof, und bestellten das Mittagsessen. In wenigen Minuten wurden wir bekannt, und da erfuhr ich, daß drey von ihnen westphälische Baronen und der vierte ein

pohlnischer Fürst sey. Der Letztere, der aus Frankreich in sein Vaterland zurückkehrt, reist bloß deswegen durch die Schweiz, um Meillerie und Clarens zu sehen. Die Erstern sagten mir im Vertrauen, als der Pohle einmahl das Zimmer verließ, daß sie dieses Reisegefährten, der sich in Morges an sie angeschlossen habe, gar nicht froh wären, da er unaufhörlich bald mit den Kutschern, bald mit den Bootsleuten und Wirthen zanke, und überdieß ein großer Lügner sey. Auch hatt' ich sehr bald Gelegenheit, mich selbst von alledem zu überzeugen. Denn kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als er mit dem Wirthe über das Essen zu zanken anfieng. Nichts war ihm recht; alles war nicht hinreichend. Der Wirth erinnerte ihn zwar, daß er nicht in Warschau sey; aber der Pohle hörte nicht auf bis zur letzten Schüssel. Darauf fieng er an, mir von der Einnahme der Bastille

zu erzählen, bey welcher ihm Huth und Kleid durchschossen worden sey. Doch hört' ich ihm nicht lange zu, weil ich Lust auszuruhen hatte, und deswegen in das für mich bereitete Zimmer gieng.

Wer die Anmerkung Ramonds, des Uebersetzers der Coxischen Reise, gelesen hat, der wird gewiß die Terrasse der hiesigen Kirche besuchen, um unter dem dunkeln Schatten hundertjähriger Bäume, zwischen den Gräbern sitzend, die untergehende Sonne mit seinen Blicken zu begleiten, und im Genusse des stillen Abends zu sehen, wie die nächtlichen Schatten das romantische Gemählde der Gegend umher verhullen. Ich war dort, und vertieft in mich selbst, ward ich nicht gewahr, wie die schwarze majestätische Nacht Himmel und Erde mit ihrem Schleyer bedeckte.

Lausanne.

Gestern Abend bin ich von Vevay zurück gekommen. Ich schleppte mich nur mit Mühe bis hieher, so abgemattet war ich durch die Hitze.

Heute hab' ich mit zwey französischen Marquis, die aus Paris kommen, bey H. Lebad gefrühstückt. Diese Herren haben mir eine sehr schlechte Idee von den Pariser Damen beygebracht. Denn unter andern erzählten sie, daß einige von ihnen bey'm Anblicke des nackenden Leichnams Foulons, den der wilde Pöbel durch die Straßen schleppte, ausgerufen hätten: „Ah! wie zart und weiß er war!" — Dieß erzählten sie unter lautem Lachen; und mir bebte das Herz vor Schauder und Grimm.

Die Lausanner Gesellschaften unterscheiden sich von den Bernischen durch die Liebhaberey zum Spiel, und durch eine größere Freyheit im Umgange. Mir scheint es, daß die hiesigen Einwohner mit der Sprache auch die Sitten der Franzosen angenommen haben; wenigstens ist dieß zum Theil der Fall; denn wahr ist es, daß sie auch noch eine gewisse Steifheit und Kälte, die den Schweizern eigen ist, behalten haben, woraus denn ein Gemisch entstanden ist, das mir gar nicht gefällt. Rundung und Originalität sind doch überall schätzbar; nur sie behagen mir; da ich hingegen Nachahmung nirgends leiden kann.

Auch hab' ich heute die Predigt in der Kathedralkirche gehört. Der Prediger, ein gepudertes und geputztes Männchen, glich in Stimme und Geberden mehr einem Schauspieler, als einem Kanzelredner, und seine

ganze Belehrung war nichts als Bombast und leerer Wortschall, der sich mit einem Complimente an die Obern und die ganze Stadt Lausanne endigte. Ich blickte bald auf den Prediger, bald auf die Zuhörer; dabey fiel mir unser Platon ein, und achselzuckend verließ ich die Kirche. Ueberhaupt gesteh' ich, daß mir von allen geistlichen Rednern, die ich jemahls gehört, oder gelesen habe, keiner so sehr gefallen hat, als — Yorik.

Auf dem Mont Benon, einem hiesigen Spazierorte vor der Stadt, fand ich heute gegen Abend eine große Menge Menschen. Welch' ein Gemisch von Nationen! Schweizer, Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener ꝛc. wanderten unter einander herum. Ich setzte mich auf eine einsame Bank, und erwartete den Untergang der Sonne, die, ehe sie sich in den See senkt, die Wildheit, Oede and

Armuth der savoyischen Ufer, so wie die fruchtbaren Gärten, den Ueberfluß und Reichthum des diesseitigen Lausanner Gebiets, bescheint. Ich glaubte in dem Lüftchen, das über den See herwehte, die Seufzer der armen savoyischen Landleute zu hören.

Genf den 2. Oktober.

Drey Briefe auf einmahl von Euch! Hättet Ihr doch gesehen, wie ich mich freute! — Ihr lebt also und seyd gesund? Gott sey Dank! — Daß euer Glück nicht ganz vollkommen ist, daß *)

— — — — — — —

— — — — —

---

*) Hier fehlen einige Zeilen, die nicht für's Publicum geschrieben waren.

O! könnt' ich doch alle die angenehmen Stunden, die ich genieße, Euch abgeben, um Euer Leben zu einer Kette von Annehmlichkeiten zu machen! — Doch, glaubt mir, wir werden gewiß noch irgend einmahl glücklich! Gewiß, gewiß!

Von Lausanne bis Genf fuhr ich längs dem See zwischen Weinbergen und Feldern, die aber übrigens lange nicht so gut bearbeitet sind, als in der deutschen Schweiz. Auch sind die Bauern im Pays de Vaud ungleich ärmer als im Kanton Bern oder Zürch. Unter den Städtchen, mit welchen der Genfersee umgeben ist, hat mir keins so sehr gefallen, als Morges. Ihr werdet euch wahrscheinlich wundern, wenn ich euch sage, daß ich den ganzen Winter in Genf zuzubringen gedenke. Die Gegenden um diese Stadt sind herrlich; die Stadt selbst ist schön. In den ersten Häusern

hab' ich durch meine Empfehlungsschreiben Zutritt. Die Lebensart der Genfer ist frey und angenehm — was will ich mehr? — Ueberhaupt muß ich einige Zeit an Einem Orte zubringen. Meine Seele ist bey der Menge merkwürdiger und immer neuer Gegenstände gleichsam ermüdet. Sie hat Erhohlung nöthig. Sie muß sich durch einen sanften Schlaf am Busen der schönen Natur stärken.

Auch mein Wirthshausleben hat ein Ende. Ich habe ein Zimmer in einem Privathause gemiethet. Es ist groß, hell, artig meublirt, und dafür bezahl' ich monathlich neun Rubel. Mit Thee und Kaffee hab' ich mich zu Hause eingerichtet, und speisen werde ich in einer Pension, wo ich wöchentlich vier Rubel bezahle. Ihr könnt Euch unmöglich vorstellen, wie ich mir bey dieser neuen Lebensart und in meiner kleinen Wirthschaft gefalle. Sobald ich

des Morgens ziemlich früh — aufgestanden bin, werf' ich meinen Sürtout über, und streife nun außerhalb der Stadt an den Ufern des stillen See's, oder der rauschenden Rhone herum, zwischen Gärten und geschmackvollen Landhäusern, in welchen die reichen Genfer gewöhnlich den Sommer zubringen. Dann ruhe ich in einem Gasthofe aus — bald in Frankreich, bald in der Schweiz, bald in Savoyen — (denn Ihr wißt, daß Genf auf der Grenze dieser drey Länder liegt.) — Darauf spaziere ich noch ein wenig und kehre nun nach Hause zurück, wo ich Kaffee trinke, den mir meine Wirthin, Md. Lagier, gewöhnlich selbst kocht — dann lese oder schreibe ich, bis zwölf Uhr. Nun kleid' ich mich für den Tag, und gehe zu Tische. Um ein Uhr wird gegessen. Nachmittags schweife ich auf den Kaffeehäusern herum, wo man immer viel Menschen antrifft, und die Neuigkeiten des Tages hört. Hier

wird über die Angelegenheiten Frankreichs, über die Decrete der Nationalversammlung, über Necker und Mirabeau, geurtheilt. Um sechs Uhr geh' ich entweder in's Theater, oder in Gesellschaft, und so vergeht der Abend.

Ueber die hiesigen Gesellschaften kann ich Euch folgendes sagen. Der Genfer bittet gewöhnlich Gäste auf den Abend zum Thee. Um sechs Uhr kommt man zusammen; es wird Thee und Kaffee mit Biscuit gegeben. Dann setzt man sich an den Kartentisch. Gewöhnlich wird Whist gespielt; doch nicht hoch, selten verliert man über zwey bis drey Rubel. Um zehn Uhr geht alles aus einander, einige genaue Freunde ausgenommen, die zum Abendessen bleiben. — In diesen Abendgesellschaften findet man manchmahl gegen sechzig Menschen — Emigranten, deutsche Fürsten, Eng-

länder und nur wenige Genfer. Zu Tische wird man nur selten gebeten. Herr Cayla, einer der Syndics der Genfer Republik, bat mich aber doch einmahl zum Mittagsessen auf sein Landhaus. Die Tafel war sehr gut besetzt. Ich ward da mit einem Spanier bekannt, der zehn Jahre, als Legationsrath, in Petersburg zugebracht hatte, und jetzt, gewisser Umstände wegen, außerhalb seinem Vaterlande lebt. Er bringt den Winter in Lyon und den Sommer in der Schweiz zu. — Auch hat mich ein Freund Lavaters, der Baron von Lühe, mit den jungen Prinzen von Gotha bekannt gemacht, die sich in Genf aufhalten. Ich speiste bey Ihnen. Der jüngste ist ungleich lebhafter und witziger als der ältere, welcher dereinst den erhabnen Thron von Gotha besteigen wird. Ihr erinnert Euch des Barons G. Ich konnte mich nicht enthalten, bey Tische zu lächeln, als ich daran dachte, daß ich jetzt

die Ehre hätte, neben seinem künftigen Gebieter zu sitzen, der ihm einmahl, ohne viele Umstände, den Huth, und — den Kopf dazu abnehmen lassen kann. —

Gestern speiste ich zu Abend bey Herrn Conclair. Ich fand mich um 9 Uhr ein, aber der Wirth war noch gar nicht eingerichtet, Gäste zu empfangen. Ich traf ihn in seinem Kabinete. Erst nach einer halben Stunde erschien die Wirthin, und nun kamen auch nach und nach die Gäste. Unter diesen war ein tauber Baron, über den sich die Damen nicht wenig lustig machten. Es wurden Räthsel aufgegeben, die denn der Baron sogleich zu errathen übernahm, was ihm aber auch nicht ein einzigesmahl gelang. Man fragte zum Beyspiel: „warum trug Heinrich der Vierte, der doch ein Feind aller Pracht war, goldne Sporen?“ — Fünfmahl lächelte der Baron

und fünfmahl antwortete er: aber immer falsch. Endlich riß man ihn aus seiner Verlegenheit und unter lautem Lachen rief man ihm zu: pour piquer son cheval. — Oh! das hab' ich gerade gedacht! c'est tout clair! Mit einem andern Räthsel: „was in der Mitte von Paris sey?" gieng es ihm nicht besser. Er traf es nicht, ob er gleich erst unlängst aus Paris zurückgekommen war. Er meynte, es sey „der Markt — die Menschen — die Steine — der Koth." — Jede Antwort wurde belacht und endlich sagte man ihm, „daß es der Buchstabe r sey." — „Ich wollte es nur eben sagen," schrie der Baron, und alles lachte. Die Wirthin, die man für eine der geistreichsten Damen in Genf hält, fragte mich verschiednes über die moskowischen Frauenzimmer. Unter andern: „ob sie schön wären?" — „Außerordentlich." — „Ob sie Verstand besäßen?" — „Wie die Engel." — „Man

chen sie Verse?“ — „Unvergleichliche.“ — „Von welcher Gattung?“ — „Größtentheils Gebete.“ — „Sie scherzen, mein Herr.“ — „Verzeihen Sie, Madame, ich sage die Wahrheit.“ — „Sündigen sie denn etwa so viel?“ — „Das eben nicht; aber sie beten, um nicht zu sündigen.“ — „Ah! das ist etwas anderes.“ — Sie gab mir den Arm und wir giengen zur Tafel.

Um 12 Uhr in der Nacht.

Heute gegen Abend fühlte ich große Beängstigungen und eine ungewöhnliche Schwere. Jeder Gedanke, der mir einfiel, schien den Kopf zu belasten. Ich mochte weder stehen noch gehen. Endlich entschloß ich mich, einen Spaziergang zu machen. Ich gieng auf die Bastion, eine hiesige Promenade. Ich warf mich

auf eine Ecke des Walles, und schweifte mit meinen Blicken von Gegenstande zu Gegenstande. Nach und nach erleichterte sich Kopf und Herz. Der Abend war warm und angenehm. Zu beyden Seiten sah ich die Gebirge, deren Spitzen in Wolken gehüllt waren, die sich bald hoben, bald senkten. Ein erhabnes Schauspiel! Vor mir breitete sich eine weitläuftige Ebne aus, die mit kleinen Dörfern, einzelnen Häusern und Lustwäldern übersäet ist. Alles war still. Nur von Zeit zu Zeit sprengten auf der Landstraße junge Engländer vorüber, die vor dem nahen Regen in die Stadt zu kommen eilten. — Als man die Trommel schlug, eilte ich fort, um nicht in die Bastion eingeschlossen zu werden. Da ich mich aber nicht gern vom Abend trennen wollte, so gieng ich auf eine andere Promenade, la Treille, neben dem Rathhause, und setzte mich da unter die Nußbäume, wo ich dieselben Ansichten hatte,

die mich in der Bastion entzückt hatten. Es wurde finster. Der Wind rauschte stärker durch die Bäume. Die Wolken zogen schneller, und hiengen endlich über der Stadt. Es fieng an zu regnen. Als ich die Augen wieder nach der Ebne wandte, erblickt' ich eine Menge Lichter durch die Dunkelheit — ein Schauspiel, das etwas Romanhaftes hatte. Ich glaubte, die Schlösser der wohlthätigen Feen zu sehen, und alle Mährchen, die meine jugendliche Einbildungskraft erhitzt hatten, und mich schon in der Kindheit zu einem kleinen Don Quixote machten, lebten wieder auf in meinem Gedächtnisse. Unter andern erinnerte ich mich an einen sturm schen Abend, wo ich, begeistert von den göttlichen Feen, meinem, sonst sehr wachsamen Wärter entwischte, und in die Gewehrkammer schlich in welcher verschiedne mit ehrwürdigem Roste bedeckte Waffen aufbewahrt wurden. Ich ergriff einen Säbel, der mir ge-

rade in die Hände fiel, und steckte ihn in den Gurt meines Schlafpelzes. Nun zog ich aus, um Abentheuer aufzusuchen, und die bösen Zauberer zu befehden. Da meine Furcht aber in dem Maaße wuchs, je weiter ich mich vom Hause entfernte; so hieb ich einigemahl mit dem Säbel durch die Finsterniß, und kehrte wohlbehalten, und zufrieden mit meinen Heldenthaten, in's Zimmer zurück. — Wer erinnert sich nicht mit Lust an die Jahre der Kindheit? — Je älter wir werden, desto reizender erscheinen sie uns.

Jeder Reisende, der sich in Genf aufhält, rechnet es sich zur angenehmen Pflicht, nach Ferney zu reisen, wo der berühmteste Schriftsteller unsers Jahrhunderts gelebt hat.

Ich gieng mit einem jungen Deutschen zu Fuße dahin. Das Schloß, welches Voltaire

bewohnte, liegt auf einer Anhöhe in einiger Entfernung von Ferney, und von dem Dorfe führt eine schöne Allee darauf zu. Vor dem Hause liegt linker Hand die Kirche mit der bekannten Innschrift: Deo erexit Voltaire.

„Voltaire war einer der eifrigsten Verehrer der Gottheit,“ sagt de la Harpe in seiner Lobrede auf den Weisen von Ferney. „Si dieu n'existoit pas, il faudroit l'inventer. Diesen herrlichen Vers schrieb er in seinem Alter, und er beurkundet seine Philosophie.“ —

Ein Mensch, der aus dem Schlosse auf uns zukam, verweigerte uns durchaus den Eintritt. Der jetzige Besitzer habe es verboten. Da wir ihn aber unsrer Erkenntlichkeit versichert hatten, so öffnete er uns sogleich die Thüre zum Heiligthume, nämlich zum Zimmer, das Voltaire bewohnt hat, und wo alles so geblieben

ist, wie es bey seinem Leben war. Das Ameublement und die Verzierung dieses Zimmers sind schön, und reich. In einem andern Zimmer, wo sein Bette steht, war auch sein Herz aufbewahrt. Dieß hat aber Madame Denis, seine Erbin, mit sich nach Paris genommen. Nur die Urne von schwarzem Marmor ist zurückgeblieben, auf deren Mitte die Worte stehen: „son esprit est partout et son coeur est ici“ und oben: „mes manes sont consolés, puisque mon coeur est au milieu de vous.“ — An der Wand sieht man verschiedne Porträte. Das erste ist das Bildniß der großen Catharina, von ihr selbst in Seide genäht, mit der Ueberschrift: presenté à Mr. Voltaire par l' auteur. Mit großer Aufmerksamkeit und mit vielem Vergnügen betrachtete ich dieß Bild der großen Frau. Das zweyte ist der König von Preußen, Friedrich der Zweyte; das dritte der berühmte französische

Schauspieler Le Kain, das vierte Voltaire selbst, und das fünfte die Marquise de Chatelet, die Voltaire's Freundin, oder auch wohl noch etwas mehr war. Unter den Kupferstichen bemerkt' ich vorzüglich Newton, Boileau, Marmontel, D'Alembert, Franklin, Clemens XIV., Diderot und Delille. Die übrigen Gemählde und Kupferstiche waren nicht von Bedeutung. Dieß Schlafzimmer diente ihm auch zum Kabinet, aus welchem er Europa belehrte, rührte und ergötzte. Ja, meine Freunde, es ist nicht zu leugnen, kein Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts hat so stark auf seine Zeitgenossen gewirkt, als Voltaire. Zu seinem Ruhme muß man gestehen, daß er es vorzüglich war, der die Toleranz in Sachen des Glaubens verbreitete, die nun unsre Zeiten auszeichnet, und noch mehr machte er den schändlichen Aberglauben verhaßt, dem man noch im Anfange dieses

Jahrhunderts so viele blutige Opfer in Europa brachte. Er schrieb für Leser von allen Klassen; Gelehrte und Ungelehrte verstanden ihn und alle bezauberte er. Niemand verstand es noch je so gut das Lächerliche an den Dingen auszuheben; und keine Philosophie hielt es gegen seine Ironie aus. Das Publicum war immer auf seiner Seite; denn er verschaffte ihm das große Vergnügen — zu lachen! — In der That findet man in seinen Schriften nicht jene großen Ideen, die der Genius der Natur, so zu sagen, unmittelbar gewissen auserwählten Sterblichen einhaucht; aber diese Ideen verstehen auch nur die wenigsten, und daher ist ihr Wirkungskreis auch so beschränkt. Mit Vergnügen betrachten wir den Flug der Frühlingslerche; aber wessen Blick vermag es, dem Adler in die Sonne zu folgen? Wo ist jemand, der nicht die Schönheit der Zaïre empfände? Wie viele aber

giebt's, die den Othello bewundern? Und derjenige, der ganze Seiten aus Racine auswendig lernt, weiß vielleicht nicht einmahl, daß es einen Göthe giebt.

Die Lage des Schlosses von Ferney ist so schön, daß ich Voltaire beneidete. Er hat aus seinem Fenster den höchsten der europäischen Berge, den Mont Blanc, und die übrigen Schneegebirge Savoyens zugleich mit den schönsten grünen Ebnen, Gärten und andern reizenden Gegenständen im Auge gehabt. Den Garten bey'm Schlosse hat Voltaire selbst angelegt; er ist also eine Urkunde seines Geschmackes. Am meisten gefiel mir darinne eine lange Allee, die gerade bis an den Fuß der Gebirge zu reichen scheint, und ein großer heller Teich, in welchem sich hohe Bäume, womit er eingefaßt ist, spiegeln.

Der Name Voltaire's lebt in dem Andenken aller Bewohner Ferney's. Hier rührte mich vorzüglich die schöne Stelle aus de la Harpe's Lobrede, die ich unter dem Schatten eines Kastanienbaums noch einmahl las:

„Seine Unterthanen, die ihren Herrn und Vater verlohren haben, und dereinst ihre Kinder, die Erben seiner Wohlthaten, werden dem Wandrer, der seine Straße verläßt, um Ferney zu besuchen, zurufen: „Das sind die Häuser, die er baute! Dort stehen die Zufluchtsörter, die er nützlichen Künsten öffnete. *) Hier sind die Felder, die er urbar machte.

*) Es ist bekannt, daß Voltaire mehrere Künstler in Ferney aufnahm, die genöthigt waren, Genf zu verlassen.

Jene volkreiche und blühende Colonie ist unter seiner Aufsicht, mitten in einer Einöde, entstanden. Seht die Lustwälder, die Wege, die Fußsteige, wo wir ihn so oft sahen. Hier umringte die bekümmerte Familie Calas ihren Vertheidiger; hier umarmten diese Unglücklichen seine Knie. Dieser Baum ist der Dankbarkeit geheiligt, und nie wird ihn die Axt von der Wurzel trennen; denn er saß unter seinem Schatten, als die geplünderten Landleute zu ihm eilten, und um seine Hülfe flehten. Er vergoß hier Thränen des Mitleids, und verwandelte den Kummer der Armen in Freude. Dort sahen wir uns zum letztenmahle!" — und der aufmerksame Fremdling, der sich bey'm Lesen der Zaïre nicht der Thränen enthalten konnte, wird jetzt schönere Zähren vergießen — zum Andenken des Menschenfreundes.

Wir aßen im Wirthshause zu Ferney mit zwey jungen Engländern, und tranken sehr guten Wein, unter frommen Wünschen für Voltaire's ewiges Wohl.

Von Genf bis Ferney sind nur sechs Werste, und ich war deswegen schon um sieben Uhr des Abends wieder zu Hause.

Einige von meinen Genfer Bekannten haben mich in ihre sogenannten *Cercles* geführt, deren es hier sehr viele giebt. Man kommt nach Tische zusammen, um Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. Damen kommen nicht in diese Gesellschaften. Man unterhält sich gewöhnlich über die Pariser Neuigkeiten. Denn da die Genfer mehrere Millionen in den französischen Fonds haben, wofür sie bisher große Procente zogen, so fürchtet man jetzt den Banquerout Frankreichs, wodurch die er-

sten Häuser in Genf ruinirt werden würden. Nur dich, armer Norden, dich würdigt der Genfer nicht der geringsten Aufmerksamkeit! Wenn man hier auch die kleinsten Umstände der Pariser Vorfälle kennt, so weiß man doch kaum, daß Rußland und Schweden im Kriege begriffen sind. Der Großvezier ist zweymahl geschlagen — Belgrad ist genommen — kein Mensch nimmt Notiz davon. Liebes Deutschland, in deinem Innern erklingen die Gläser, wenn der Ruf die glücklichen Thaten deiner Söhne verkündet. Rheinwein und Tokayer schäumen an den Lippen, und die Siegeslieder deiner begeisterten Barden ertönen von jedem Munde! — O Deutschland, warum verließ ich dich doch sobald? —

Vor einigen Tagen speiste ich mit vielen Genfern und Fremden auf einem Landhause,

wo es sehr lustig zugieng. Bey Tische saßen wir mit den Hüthen auf dem Kopfe und sangen Lieder. Nachmittags fuhren einige auf dem See, andre spielten Kegel, und mehrere saßen vor dem Hause und rauchten ruhig ihre Pfeife. Ich blieb bis zum Abend da, und auf dem Rückwege nach der Stadt erwartete mich eine Gefahr, die ich nicht vermuthet hätte. Ihr werdet gewiß nicht errathen, was das war — Indem ich in Gedanken vertieft einher schritt, tret' ich auf einmahl auf eine Schlange, die ich nicht eher bemerkte, bis sie anfieng sich um meinen Fuß zu winden, und den Kopf in die Höhe zu heben, um mich zu beißen. — Fürchtet nichts, meine Freunde! Ehe sie mir schaden konnte, war sie abgeschüttelt, und zischend entfernte sie sich. „Bösartiges Thier, rief ich ihr nach, dein Leben ist jetzt in meinen Händen! Da dich aber die Na-

tur in ihrem Reiche duldet, so will auch ich dein elendes Daseyn nicht verkürzen."

Genf den 1. Nov.

Nach Eurem Briefe, den ich durch Lavater erhalten habe, ist auch nicht eine einzige Zeile von Euch eingegangen. Ist es wohl recht, daß Ihr so lange schweigt? Ihr wisset doch, daß ich nur durch Euch noch mit meinem geliebten Vaterlande zusammen hänge.

Mein hiesiges Leben ist ziemlich einförmig. Ich gehe spazieren, und lese die französischen Schriftsteller, sowohl alte als neuere, um einen vollständigen Begriff von der französischen Litteratur zu bekommen. Auch besuch' ich die Abendgesellschaften und die Oper fleißig. Lieber, strenger Rousseau! Deine Landsleute

haben dir nicht gefolgt. *) Sie haben ein Theater errichtet und lieben das Schauspiel leidenschaftlich. Zwey Dijoner Truppen spielen abwechselnd. Die Operntruppe ist den Sommer und Herbst über hier, und die Schauspieler bringen den Winter und Frühling hier zu. Zwey oder drey Actricen und eben so viel Acteurs spielen und singen ziemlich gut. Unlängst gab man die große Oper Athis. Die Musik dazu ist von Piccini, und hat etwas Majestätisches, das die Seele erhebt. Das Duett: Vivre ou mourir, welches die unglücklichen, vom Schicksale und der Eifersucht der harten Cybele verfolgten Liebenden singen, ist unvergleichlich schön. Unter den kleinen Operetten hat mir les petits Savoyards am mei-

---

*) Rousseau versichert irgendwo sehr lebhaft, daß das Theater die Sitten verdirbt.

sten gefallen. Sie hat rührende Stellen und fast alle Stimmen waren sehr gut besetzt.

An dem Tische der Pension, wo ich esse, sind außer mir noch zwölf Kostgänger, unter denen ein dänischer Baron, ein französischer Marquis, der unlängst aus Paris gekommen ist, und ein Kapitän des Genfer Regiments, die ersten Rollen spielen. Der Baron hat Deutschland, Frankreich und England durchreist, und spricht gut Deutsch. Dabey versichert er alle Franzosen, daß er das Französische weit besser verstehe als sie; nur glauben ihm dieß nicht alle — wenigstens flucht er trotz der Marechaussée. Ueberdieß kann der Herr Baron durchaus keinen Widerspruch leiden, und ist immer zum Streite fertig. Von den Genfern spricht er mit Verachtung, und die armen Schauspieler kritisirt er unbarmherzig. — Der Marquis erzählt uns, daß er nach Genf

gekommen sey, um Athem zu schöpfen, und daß er durchaus keine Bekanntschaften machen wolle, da er in der Einsamkeit ein unbeschreibliches Vergnügen finde. Auch giebt er es zu verstehen, daß er Schriftsteller ist. Er lobt Jean Jaques, und versichert, daß er mit einer elektrischen Feder geschrieben habe; doch ist, nach seiner Meynung, Corneille der größte Mann, den die Natur jemahls hervorgebracht hat. „Voltaire, sagt er, war ein kluger Mann, nur hat er manchmahl sehr schlecht geurtheilt.“ Bey alledem will der Herr Marquis Ferney besuchen, wahrscheinlich um die in Voltaire's Kabinete wohnende Begeisterung, bey dieser Gelegenheit, aufzuhaschen. — Der Kapitän ist einige Jahre in Preußischen Diensten gewesen. Er spricht sehr gern, und wagt es sogar dann und wann dem Baron zu widersprechen; doch immer wird er genöthigt zu retiriren, wenn der Baron

Schlag auf Schlag auf ihn losdonnert. Alle Stücke, die aufgeführt werden, lobt er mit einer einzigen Formel: „Oedip, sagt er, est rempli de sentiment“ — und die Oper: Der Schmidt, ist gleichfalls rempli de sentiment. Seine Einfalt und Grobheit machen uns oft zu lachen — Unter den übrigen Tischgenossen verdient noch ein Genfer ausgehoben zu werden, der in der ganzen Welt umher gezogen ist, und sich dadurch das Recht erworben zu haben glaubt, unbarmherzig zu lügen. So wollte er mir z. B. im ganzen Ernste versichern, die meisten Patagonier wären fünf Ellen lang.

D. Becker ist nun auch in Genf angekommen. Wir begegneten uns von ungefähr auf der Straße, und stürzten einander in die Arme, wie alte Freunde, die sich nach einer langen Abwesenheit umarmen. Seit diesem Augenblicke sehen wir uns täglich — wir ge-

hen zusammen spazieren, und trinken Thee am Kamine. Er hat sich in derselben Straße eingemiethet, wo ich wohne. Seine Landsleute, der Graf Moltke und der Dichter Baggesen, sind in Bern zurück geblieben. Der Letztere wird bald heurathen, wozu er auf eine wirklich romanhafte Weise gekommen ist. Ich schrieb Euch, daß Becker mit ihnen nach Lucern gereiset sey. Von da giengen sie über die Alpen nach Unterseen, wo sie sehr ermüdet ankamen. Sie nahmen einen Kahn, um nach Thun überzusetzen, und in dem Augenblicke, als der Bootsmann abstoßen wollte, erschien ein junges Frauenzimmer mit einem alten Manne. Das Mädchen, im weißen Kleide mit einem grünen Huthe und einem Stock in der Hand, schien ungefähr zwanzig Jahr alt, und war von angenehmer, freundlicher Miene. Sie näherte sich, hüpfte leicht in den Kahn, und rief den Reisenden, die gleich Rittern

von der traurigen Gestalt kopfhängend da saßen, ein freundliches: bon jour Messieurs! zu. Sie erstaunten über diese unverhoffte Erscheinung, und starrten bald das Mädchen, bald einer den andern, an, und vergaßen fast auf den Gruß der reizenden Unbekannten zu antworten. Doch versichert D. Becker, der ein glaubwürdiger Mann ist, daß sie ihr bey alledem recht gut geantwortet hätten, obgleich der Graf bey'm zweyten Worte gestottert habe, und er und Baggesen gänzlich verstummt wären. Nach und nach, als sie schon ziemlich weit vom Ufer entfernt waren, kam endlich die Unterhaltung in Gang. Das Mädchen erzählte den Dänen, daß sie mit ihrem Onkel in Unterseen gewesen sey, um ihre gute Amme zu besuchen, die krank sey, und daß sie jetzt nach Bern zurückkehre. „Wie haben Sie die Kranke verlassen?“ fragten die gefühlvollen Reisenden sehr angelegentlich. „Gott! sey

Dank! sie ist besser" antwortete die Unbekannte. Darauf erkundigte sie sich nach Namen und Heimath ihrer Reisegefährten; und da sie hörte, daß der Graf der Enkel des gewesenen dänischen Ministers sey, so fieng sie an von diesem verehrungswürdigen Manne, und von der Geschichte seiner Zeit so zu sprechen, daß man sah, sie kenne die Angelegenheiten und Verhältnisse Europens. In Thun trat man an's Land. Der Graf gab ihr die Hand, und begleitete sie, nebst seinen Reisegefährten, in's Wirthshaus, wo sie auch ein Zimmer fanden. Hier hörten sie nun von der Wirthin, daß ihre reizende Reisegefährtin eine Enkelin des berühmten Philosophen und Dichters Haller sey. Baggesen sprang hoch vor Freude und eilte sogleich zu ihr, um sich auf's neue in ihre Gewogenheit zu empfehlen und sie von der unbegränzten Hochachtung zu versichern, mit welcher er ihren Großvater verehre.

„Ach! Sie hätten ihn genauer kennen sollen,“ sagte sie mit dem Tone des innigsten Gefühls; „Noch in seinem späten Alter bezauberte er durch seine Liebenswürdigkeit Große und Kleine. Ich kann mich unmöglich der Thränen enthalten, wenn ich daran denke, wie er in seinen Erhohlungsstunden — nach den ernsthaftesten Arbeiten für das Wohl der Menschheit — sorglos und lustig mit uns kleinen Kindern spielte! Wie oft nahm er mich auf seinen Schooß, und nannte mich küssend seine liebe Sophie“ — Die liebenswürdige Sophie trocknete sich die Augen, und Baggesen weinte mit ihr. — Unsre Reisenden vergaßen ihre Müdigkeit und brachten den ganzen Abend mit Sophie Haller zu. Da sie aber den andern Morgen ganz früh nach Bern abreisen, Sophie und ihr Onkel hingegen noch in Thun bleiben wollten, so nahmen sie Abschied. „Sollte denn dieß auf immer seyn?“ sagte der jun-

ge Graf, und sah Sophieen erwartend in die Augen. Baggesens Blicke, voll des lebhaftesten Ausdrucks der Zärtlichkeit, hiengen an ihren Lippen, und Becker streckte den Kopf voller Erwartung vorwärts. Sie lächelte, und reichte dem Grafen eine Karte mit ihrer Adresse: „Dieß, setzte sie hinzu, ist die Adresse meiner Familie, die solche liebe Fremdlinge mit großem Vergnügen aufnehmen wird.“ — Die Dänen dankten ihr mit Wärme und begaben sich nun in das für sie zubereitete Zimmer. — Den Tag nach ihrer Ankunft in Bern eilten sie, dem Fräulein Haller ihre Aufwartung zu machen. Sie fanden sie nicht zu Hause; wurden aber von dem Onkel und der Tante sehr wohl aufgenommen. „Wird Fräulein Haller wohl bald zurück kommen? Wird Fräulein Sophie noch lange außen bleiben? Werden wir bald das Vergnügen haben, unsre liebenswürdige Reisegefährtin zu sehen?“ — diese Fra-

gen mußten Onkel und Tante wohl hundertmahl beantworten. Endlich kamen sie. Die Dänen konnten sich der freudigsten Ausrufungen nicht enthalten. Sie bewillkommte sie, wie Bekannte, und erschien ihnen dadurch noch reizender und liebenswürdiger. Der Graf, Baggesen und Becker — alle wollten mit ihr sprechen; alle fragten sie zugleich — dem einen antwortete sie mit Worten, dem andern mit einem Lächeln, dem dritten mit einem Winke — und alle drey waren zufrieden. Gegen Abend schlug man einen Spaziergang vor. Es versammelten sich Freunde und Freundinnen — aber die Dänen sahen und hörten niemanden, als Sophieen. Endlich trennte man sich mit der Verabredung, sich den andern Tag wieder zu sehen. Der zweyte, der dritte, der vierte Tag wurden auf dieselbe Weise zugebracht. Endlich merkte Becker, daß er nicht der erste bey Sophieen sey. Er mä-

kigte seine Wärme im Umgange mit ihr, und gab alle Ansprüche auf ihre vorzüglichere Neigung auf. Der Graf, der vielleicht dasselbe bemerkte, wurde finster, und hörte bald gänzlich auf, Sophieen zu besuchen. Um sich zu zerstreuen, stürzte er sich in den Strudel der Gesellschaften. Baggesen hingegen? — Nur vielleicht die Sängerin von Lesbos liebte einst ihren Phaon mit demselben Feuer, mit welchem er seine Sophie liebte; und kaum kann die begeisterte Pythia auf dem goldnen Dreyfuße jemahls so außer sich gewesen seyn, als unser junger Dichter es war, wenn er mit seinem Munde an ihrer Hand hieng. Jedes seiner Worte wurde von Empfindung beseelt, wenn er von ihr sprach, und seine Empfindung glich einer Flamme. Er wagte es nicht, ihr zu sagen: ich liebe dich; aber die zärtliche Sophie verstand ihn, und blieb nicht gleichgültig. Ihre Lebhaftigkeit und Munter-

keit verlohr sich — manchmal war sie in tiefen Gedanken, und ihre Augen funkelten. Oft lustwandelten sie beyde des Abends in den Alleen der Platteforme, und die dichten Schatten der Kastanienbäume und die Strahlen des Vollmonds waren Zeugen ihres tadellosen Umgangs; bis endlich der platonische Liebhaber an einem dieser schönen Abende vor Sophieen auf die Knie stürzte, ihre Hände ergriff und ausrief: „Es ist mein! Dein Herz ist für das meinige geschaffen! wir werden glücklich seyn!“ — „Es ist dein! antwortete Sophie mit einem zärtlichen Blicke, es ist dein, und ich hoffe mit dir glücklich zu seyn!“ — Ein andrer, als ich, mag diesen Augenblick beschreiben! — Noch an demselben Abend umarmte die Hallerische Familie Baggesen als Sophieens Bräutigam, und als ihren Freund; und der Tag der Hochzeit wurde angesetzt. — Jetzt genießt nun der Dichter die schöne Mor-

genröthe des Glücks, das ihn in den Armen seiner geliebten Gattin erwartet, und preißt entzückt das Ufer des Thuner See's, wo seine Augen sie zuerst erblickten, und wo sein Herz sie auf den ersten Blick liebte. Unterdessen ist Moltke völlig ruhig geworden und freut sich über das Glück seines Freundes; eben so Becker, der mir diese Geschichte so erzählt hat, wie ich sie Euch geschrieben habe.

Der Herbst macht mich melancholisch. Die Gipfel des Jura sind mit Schnee bedeckt. Die Blätter fallen von den Bäumen und das Gras vertrocknet. Ich gehe auf la Treille und blicke traurig auf die Trümmern des Sommers. Ich höre, wie der Wind rauscht, und in die Wehmuth meiner Seele mischt sich ein süßes Gefühl, das ich nicht nennen kann. Ach! noch nie hab' ich es so lebhaft gefühlt, welch' ein wahres Bild die Veränderungen der Natur

von den Perioden unsers Lebens sind. Wo bist du, Frühling meines Lebens? Bald wird auch mein Sommer dahin seyn — und in dieser Stunde empfind' ich die Kälte des Herbstes in meinem Herzen. — Lebt wohl, meine Freunde.

Berg Jura den 8. November.

Tavernier, der fast die ganze Welt durchreist ist, behauptet, daß er — eine einzige Gegend in Armenien ausgenommen — nirgends eine so schöne Aussicht gefunden habe, als in Aubonne. Dieses Städtchen liegt am Abhange des hohen Jura, nicht weit von Morges, ungefähr dreyßig Werste von Genf. Ich ergriff meinen Diogenesstock, und machte mich auf den Weg, um mit eignen Augen die rei-

zende Gegend zu sehen, die der berühmte Tavernier so lobt.

Jetzt, meine Freunde, sitz' ich nun auf dem blauen Jura, der noch höher als Aubonne liegt, und mein Blick verliert sich in den unzähligen Schönheiten, die vergoldet von der Abendsonne vor mir da liegen.

Der Genfer See breitet sich wie ein Spiegel vor meinen Augen aus. Diesseits erblick' ich eine Menge Städte, Dörfer, Landhäuser, Wiesen, Gehölze und Wege, die sich einander durchkreuzen, und bald sich trennen, bald wieder zusammenlaufen, und auf denen es von Menschen wimmelt. Jenseits auf den savoyischen Ufern erheben sich die grausenerregenden Berge und unter ihnen der stolze Montblanc, der eingehüllt in seinen Schneemantel und mit seiner rosenfarbnen Krone, wie ein

König über alle hervorragt. — Sättige dich, mein Blick, an diesem reizenden Gemählde! — Ich muß ja dieß Land wieder verlassen. — Warum denn aber, wenn es so schön ist? — Ja, ich werde mir eine Hütte auf dem Jura bauen, und mein Leben soll dahin fließen, wie ein entzückender Traum. — Aber ach! meine Freunde sind nicht hier!

Prächtiges Relief der Natur! drücke dich fest in mein Gedächtniß. Ich weiß nicht, ob ich dich je wieder sehen werde; aber — wenn nicht einst verwüstende Vulcane deine Reize in Asche verwandeln, wenn kein Erdbeben diesen hellen See verschlingt und seine Ufer einstürzt — so wirst du immer die Bewunderung der Welt seyn. Dereinst besteigen vielleicht die Kinder meiner Freunde den Jura, und, wenn sie empfinden, wie ich, so wird er ihnen unvergeßlich seyn.

Die Sonne ist untergegangen, aber noch glänzen die Spitzen der Berge. Der blaue Bergrücken des Jura ist in Dunkel gehüllt; aber drey Gipfel des Montblanc schimmern noch. Der Wind braust — eine Wolke erhebt sich in Westen, sie überzieht den Horizont und ein dunkler Vorhang verhüllt das ganze prächtige Gemählde.

Aubonne um 11 Uhr des Nachts.

Tavernier, der mit großen Reichthümern aus Indien zurückkehrte, kaufte die Baronie Aubonne, und wollte hier den Rest seiner Tage in Ruhe beschließen; aber die Leidenschaft zu reisen erwachte aufs neue in seiner Seele, und so machte er sich noch in seinem vier und achtzigsten Jahre wieder auf, um eine Reise nach dem nördlichen Europa zu unternehmen.

Er starb auf dieser Reise in der Hauptstadt Rußlands im Jahre 1689. Bey meiner Rückkehr nach Moskwa werde ich mich bemühen, das Grab dieses merkwürdigen Mannes zu finden, der ganz Europa und Asien durchreiste und sechsmahl in der Türkey, Persien und Indien gewesen ist, ohne seine Reiselust zu befriedigen. Bey seinem Vater, einem Landchartenhändler, hatte er oft, als Knabe, die Abbildungen der verschiednen Länder betrachtet, und dabey ausgerufen: Ach! Vater, wie schön muß es seyn, alle diese Länder einmahl selbst zu sehen! Dieß war die Quelle seiner Reisesucht.

Welcher Unterschied in den Schicksalen der Menschen! Der eine stirbt bey'm väterlichen Heerde, wo er gebohren wurde, ohne jemahls zu erfahren, was jenseits seines Feldes vorgeht; dahingegen ein andrer alles se-

hen, alles wissen will, und selbst über den unermeßlichen Ocean setzt, um seine Neugierde zu befriedigen.

In der Natur des Menschen herrschen zwey entgegengesetzte Neigungen. Die eine lockt unser Herz immer zu neuen Gegenständen, und die andre fesselt uns an die alten. Jene nennt man Unbeständigkeit, Lust am neuen, und diese ist die Gewohnheit. Ein ewiges Einerley macht uns lange Weile, und unser Geist sehnt sich nach Veränderung. Wenn wir uns aber nun von dem trennen sollen, woran wir uns gewöhnt hatten, so empfindet unsre Seele Kummer und Bedauern. Wohl dem, in dessen Brust diese beyden Neigungen gleich stark sind! Bey wem aber eine derselben das Uebergewicht hat, der wird entweder ein ewiger Herumstreicher, windig, unruhig und leichtsinnig, oder im Gegentheile

kalt, träge und gefühllos seyn. Jener, der immer von Gegenstand zu Gegenstande eilt, und in nichts eindringt, bleibt ewig zerstreut, und ohne Energie; da hingegen dieser, der nichts sieht und hört, als nur immer ein und eben dasselbe, stumpf und schläfrig wird. Und so nähern sich endlich diese beyden Extreme darinne, daß eins, wie das andre, die Kraft der Seele lähmt. — Leset nur Tavernier, Paul Lucas, Chardin, und andre berühmte Reisende, die den größten Theil ihres Lebens in fremden Ländern zubrachten; findet Ihr wohl in ihren Schriften Spuren eines zarten gefühlvollen Herzens? Rühren sie wohl Eure Seele? Ach, meine Freunde, der Mensch, der zehn, zwanzig und mehrere Jahre im fernen Auslande unter fremden Menschen zubringen kann, ohne sich nach denen zu sehnen, mit welchen er unter einem Himmel gebohren wurde, mit welchen er von Kindheit auf einerley

Luft einsog, mit denen er zugleich die ersten Töne stammeln lernte, die einst mit ihm auf einem Felde spielten und mit ihm weinten und lachten — dieser Mensch kann nie mein Freund werden.

Lebt wohl! die Feder fällt mir aus der Hand, und das weiche Bett winkt mir.

Genf den 26. November.

Lange hab' ich nicht an Euch geschrieben, meine Freunde, und zwar weil ich nicht schreiben konnte. Ein fürchterlicher Kopfschmerz, wie ich noch nie empfunden habe, quälte mich seit zwey Wochen, und hinderte mich nicht nur am Schreiben, sondern ließ mich auch nicht schlafen. Die Arme unter den Kopf gestützt, saß ich Tag und Nacht mit geschlossenen Augen, und fast ohne alle Bewegung. Meine

gutherzige Wirthin brachte mir einen Arzt, aber seine Arzneyen blieben ohne Würkung. Endlich erbarmte sich die wohlthätige Natur des armen Leidenden, und nahm die bleyerne Last von meinem Haupte. Gestern hab' ich wieder zum erstenmahle frey Athem geholt, und in der frischen Luft die Augen gen Himmel gewendet. Es schien mir, als freute sich die ganze Natur mit mir. Ich weinte, wie ein Kind, und erfuhr, daß die Krankheit mein Herz nicht abgestumpft und des Genusses unfähig gemacht hatte. Nein! es empfindet noch, wie sonst, und das theure Bild meiner Freunde strahlt aufs neue in meiner Seele in seinem vollen Glanze. Ach! ihr Lieben, in diesem Augenblicke schwindet die Ferne, die uns trennt — ich umarme Euch zugleich mit der Natur, und dem ganzen Weltall.

Verlösche, Erinnerung an die überstandne Krankheit! Ich mag der guten Mutter

Natur nichts nachtragen! Ich will alles vergessen, ausgenommen das Gute, mit welchem sie den Becher meines Lebens würzt.

Μνημη και Ληθη, μεγα χαιρετον· ἡ μεν ἐπ' ἐργοις
Μνημη τοις ἀγαθοις, ἡ δ' ἐπι λευγαλεοις. *)

Den 1. December.

Heute bin ich vier und zwanzig Jahr alt. Um sechs Uhr des Morgens gieng ich an's Ufer des See's, und den Blick auf seine blaue Fläche geheftet, dacht' ich nach über das Leben des Menschen.

---

*) Erinnerung und Vergessen, beyde sind sehr erfreulich; jene in Rücksicht des Guten, diese in Ansehung des Bösen.

Gebt mir die Hand, meine Freunde! und nun möge der Strom der Zeit uns hin verschlagen, wohin er wolle. Das Vertrauen auf die Vorsehung — auf jene unsichtbare Hand, die Welten und Atome bewegt, die sich des Wurmes und des Menschen annimmt — sey das Pfand unsrer Ruhe!

Wie sehr wünscht' ich diesen Tag mit Euch zuzubringen! Doch werd' ich mich wenigstens in Gedanken mit Euch freuen, und Ihr denkt gewiß auch an Euren Freund!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Karamzin, Nikolaj Michajlovič,

Briefe eines reisenden Russen

Bd.: 3

Leipzig 1803

It.sing. 1503-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10470044-5